

Practische Anmerkungen

durc

einzelne auffallende Sprüche

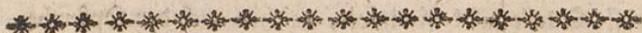
veranlaßt.

Spezialtheorie der Stimmrichtungen

Band

einzelne aufstellende Größe

veranschaulicht



A n m e r k u n g e n

zu 8, 13. 16, 6. 21, 3. vergl. mit
Sir. 7, 9.

„Furcht Gottes ist, das Laster, Stolz und
Hochmuth hassen;

„den Weg des Lasters, und boshafte Reden
hassete ich.

„Durch Wohlwollen und durch Redlichkeit
wird das Vergehn getilgt;

„und wahre Gottesfurcht ist Abwendung
vom Bösen.

„Uebung der Tugend und des Rechts,

„ist werthet vor Jehovah noch, als Opfer.“

Die Gottheit durch Opfer zu versöhnen, war von je her ein Haupttheil aller alten Religionen, und bleibt auch ein Haupttheil in der Religion jedes halbgebildeten Volks, das mit anthropomorphischen Ideen zu dem Begriff der Gottheit hinauf steigt, und sich dieselbe nach den Ideen sinnlicher Wahrnehmung leidenschaftlich, oder den Herrn der Erde ähnlich denkt. Der Gott des Himmels und der Erde ist dem sinnlichen Menschen zuerst ein mehr fürchterlicher als beruhigender Gedanke, weil nur die fürchterlichen Erscheinungen in der Natur seine Sinne erschüttern, und das Wohlthätige oder Allbelebende derselben gewöhnlicher, mithin weniger stark, wahrgenommen wird, und daher mehr allgemeinen ewigen Naturgesetzen unterworfen zu seyn scheint, um die sich der Sterbliche nicht zu bekümmern brauche. Die

erste Quelle aller Religion, mithin auch der Opfertheorie, als des ersten Theils derselben, ist also Furcht und Scheu vor dem mächtigen Wesen, das der Mensch als das Princip der Naturphänomene zu denken noch gedrungen wird, so bald er nur zu einer erträglichen Besinnlichkeit und mäßigem Schluß von Wirkung auf Ursach gekommen ist. Die Allmacht dem Menschen geneigt zu machen, und sie in einer Entfernung zu erhalten, daß sie ihn nicht zertrümmere, ist der Gedanke, welcher zum Opfer auffordert, und die Hingabe auch des Liebsten von ihm verlangt, um die menschenähnliche Gottheit zu überzeugen, daß er sie als höheres, gebietendes Wesen ansehe. Allein auch das unendliche Gute, welches in der Welt ist, muß ebenfalls die Sinne des Menschen, vermöge des in ihm wohnenden Princip der Herzensgüte, sehr früh, mehr oder minder angenehm, rühren, und zu dankbaren Empfindungen stimmen, da sein täglicher sinnlicher Genuß die Elemente zur Quelle hat, welche ebenfalls unter der Lenkung eines allmächtigen Wesens stehen, oder von ihm als Mittel zu seinen Absichten gebraucht werden, und seinem Wink gehorchen müssen. Hingabe des Liebsten aus Dankbarkeit, besonders dessen, was dem sinnlichen Genuß am angenehmsten ist, legt den zweyten Grund zur Opfertheorie. Mag auch ein Menschengeschlecht, das zu seiner Bildung hervorgeht, in dieser Stimmung Jahrhunderte leben, und in diesen Anfängen zur Religion seinen ganzen äußern Gottesdienst finden, so ist es doch nur ein roher Stoff zur Religion, die noch auf keiner Sittlichkeit beruht, welche jeder Religion ihren Werth gibt, bis endlich die mächtige Feder der Vernunft von der Gottheit selbst in Bewegung gesetzt wird, und den Ideenkreis des Menschen erweitert. Geoffenbahrt muß es ihm werden, daß er sich den Gott des Himmels und der Erde als den Heiligsten denken soll; daß

daß in ihm ein Gesetz der Heiligkeit ist, welches nach jenem Ideal hinschauet, und sich darnach zu richten trachtet. Mit diesem reinern Begriff vom höchsten Wesen ausgerüstet, und von dem Gefühl der innern Sittlichkeit entflammt, beginnt der Menschenverstand einzusehen, was Tugend und Laster ist, weil er einen idealischen Beziehungspunct gefunden hat, worauf er seine Handlungen beziehen, und wonach er sie berechnen kann. Unterdessen wird die Scheu vor dem Allerheiligsten weit größer, wenn sie gleich jetzt aus einer viel reinern Quelle fließt, und in so fern der Begriff der Allmacht noch immer der Grundbegriff von Gott bleibt, (weil die Wirkung seiner Macht — die Natur — selbst allmächtig scheint,) wird die Versöhnung durch Opfer noch immer beybehalten, und als das Mittel angesehen, sich der Gnade und des Beyfalls Gottes zu versichern. Selbst Moses mußte sie dulden, und seinem Bildungsplan einweben, da er wohl sah, daß die Ehrfurcht gegen den Allerheiligsten nur auf diese Weise lebhaft erhalten werden könne, und daß die Opferrtheorie minder schädlich sey, so bald die Sittlichkeit eine Basis dadurch gewinne, worauf das Gebäude menschlicher Glückseligkeit gebauet werden könne.

So wie nun aber alle Bemühungen jenes göttlichen Gesandten und weisen Gesetzgebers dahin gingen, ein rohes Volk in ein gebildetes umzuschaffen, das sein Glück auf Sittlichkeit und Recht gründe, so können auch seine Veranstellungen zu diesem großen Zweck nur von einem Kurzsichtigen getadelt werden, der sie den Begriffen unserer Zeit nicht gemäß findet. Ein rohes Volk ist kein polizirtes, und, sich selbst überlassen, muß es erst Jahrtausende durchlaufen, bis es sich von selbst zu einem gebildeten sittlichen Volk abschleift. Soll es also plötzlich umgebildet werden, (und eine plößliche Umbildung erlitt die Nation der Hebräer unter Moses)

so

so müssen die Mittel zu seiner Beredung das Gepräge der Zeit und des Orts an sich tragen, wenn sie anwendbar seyn sollen, sonst liegt die Macht der menschlichen Vernunft wie eine isolirte Kraft, todt und unkräftig da, weil sie mit schon wirkenden nicht in Verbindung gesetzt werden kann. Ein uncultivirtes Volk an die Ideen von Geistigkeit und Heiligkeit Gottes zu gewöhnen, um seine Religion sicher zu gründen, und wohlthätig auf dasselbe wirken zu lassen; in einem rohen Volk das Princip der Sittlichkeit mächtig anzuregen, und es für Recht und Unrecht empfänglich zu machen, — sind so erhabene Plane, welche den Geist der Nachwelt mit Staunen über die Größe jenes Gesetzgebers füllen, und alle Mittel, welche er gebrauchte, seinen Zweck zu erreichen, als die einzigen Mittel anzusehen befehlen, welche für die Zeit und den Ort anwendbar waren, um die Nation dazu zu machen, was sie damahls werden konnte.

Bliebe nun aber die Opferrtheorie in den Schranken der Gottergebenheit und Dankbarkeit; wäre sie ein bloßes Geständniß der Abhängigkeit von dem höchsten Wesen; ein Beweis des Verlangens, das Verhalten der Menschen den Gesetzen des Heiligsten gemäß zu formen; ein Beruhigungsgrund und Versicherungsmittel von der Nachsicht des Allerheiligsten, die den Menschen Bedürfnis ist, weil ihre Unvollkommenheit stets mit dem Gesetz der Heiligkeit kämpft, und ihren Befehlen zu jeder Zeit weit nachbleibt: so wäre die Opferrtheorie noch immer unschädlich zu nennen, und ihr Zweck — die Sittlichkeit des Menschengeschlechts — noch immer, so viel als möglich, erreicht. Allein das Versöhnen der Gottheit durch Opfer artete von einem Beruhigungsmittel gar bald in ein zwingendes Mittel aus, wodurch der verkehrte Verstand des Sterblichen den Beyfall Gottes erkaufen oder erzwingen zu können glaubte,

glaubte, welche er als einen Tribut der Unsittlichkeit ansah, nach dessen Abtrag die Willkühr der Begierden wieder freyen Spielraum habe. Diesen Ideenwechsel konnte nur der geblendete Verstand des selbstsüchtigen Menschen veranlassen, und von nun an sungen die Opfer an, der Sittlichkeit schädlich zu werden, statt daß sie ihr aufhelfen sollten. Gefühle der Abhängigkeit, Dankbarkeit und Heiligkeit arteten in ein bloßes Spiel der Ceremonie aus, und die Idee der Allmacht blieb allein erschütternd, so oft sich der schwache Mensch die Gottheit dachte; für das Princip der Heiligkeit hingegen fing man an unempfindlicher, und wohl gar taub zu werden.

Wollte also das mosaische Sittengesetz nicht mehr fruchten, und konnte die heiligste Sanction nicht mehr den Damm wider die Unsittlichkeit ziehen, wie ihn Moses gezogen hatte; lag endlich das Moralgesetz, welches der Brust jedes Sterblichen tief eingesenkt ist, bey dem großen Haufen im tiefsten Schummer, und war es nur bey den Edelsten der Nation regsam: so mußten nun auch diese Edelsten aufstehen, und dem Volke den Geist der mosaischen Gesetze zurufen, den Zweck der Opfer vorhalten. Hastlos bestrebten sich die Propheten, das Volk von seiner Unsittlichkeit und dem Widerstreben gegen die Gesetze Moses heiligster Sanction zu überzeugen; mit aller Kraft der Vernunft riefen die Weisen: echte Gottesverehrung ist, das Laster mit allen seinen speciellen Ausprägungen, Hochmuth, böshaftern Anschlägen, bösen Thaten verabscheuen, und ein redlicher, guter Mensch seyn! Nicht Ceremoniendienst mache das Wesen der Religion aus, sondern Streben nach Moralität, zu deren Empfehlung die Religion, als die Tochter des Himmels, auf die Erde gesandt sey u. s. w. Je mehr solche und ähnliche Aussprüche der Propheten und Weisen in der hebräi-

schen

sehen Nation erschüttern, desto mehr müssen sie ihrer Vortrefflichkeit wegen heraus gehoben und entwickelt werden. Diesem nach fügen wir auch noch folgende kurze Bemerkungen hinzu.

Ceremoniendienst ist nur die Hülle für den sinnlichen Menschen (und wir alle sind und denken mehr oder minder sinnlich), die Maximen der Religion, welche als die wahre sich stets auf Sittlichkeit stützen muß, näher ans Herz legt; nur das Behikel, wodurch er sie am kräftigsten und wärmsten empfangen kann. Je einfacher die Ceremonie einer Religion ist, desto göttlicher und vollkommener ist die Religion selbst; je mehr diese die absolute Vollkommenheit des Menschen zum Zweck hat, desto billiger heißt sie von Gott geoffenbahr. Schade und Mißdeutung ist es aber, wenn man über der Hülle und Schale das Wesen und den Kern verliert und verkennt. Ein trauriger Anblick bleibt es immer bey der Religion jeder Zeit, daß der sinnliche Mensch sich so gern in jenes Gewand ganz einhüllt, ganz verummumt, gewöhnlich alle seine Unarten mit darin versteckt, und nun bey der strengsten Beobachtung der Ceremonie die lauterste Religion zu haben glaubt. Dieser Mißgriff schlägt auf der einen Seite den gut gearteten Mann vom Nachdenken etwas nieder, und auf der andern Seite wird er das geräumige Feld, worauf man Platz genug zu haben glaubt, allen Spott und Hohn gegen Religion und positive Gottesverehrung äußern zu können. Wer mag gern in die Geschichte der Religion zurück gehen, und die Belege zu diesen Bemerkungen herbey führen, wenn er schon vermuthen darf, daß Verständige ihn wohl verstehen? Ueberdem ist es von solchen, die der Religion nicht hold sind, zum Ueberfluß geschehen, nur nicht genug geschieden worden, was für Mißverständnisse bey jeder Religion durch Vorurtheil, Aberglauben, herrschende Meynungen, Leidenschaften

u. s. w.

u. s. w. entstehen, und davon unzertrennlich sind, und wovon man aufs bestimmteste das Object dieser oder jener Religion besonders als Ursache angeben kann. Nach dieser genauern Scheidung würde das Resultat doch immer dahin ausfallen, daß die vielfachen Verirrungen menschlicher Unart am wenigsten dem Object der Religion zur Last zu legen sind, die wir verehren.

Jene Maximen der Weisen unter den Hebräern mußten aber nach und nach immer mehr Anhänger finden, und die Nation auf den Punct vorzubereiten helfen, der nach dem Plan der Vorsehung ein Wahl eintreten sollte, wo sie einen Mann aufstehen ließ, der die Welt von der Idee der Gottheit, als bloßen Richters entwöhnten, und sie auf den vollkommenern Begriff des Vaters oder Weltbeglückers hinweisen sollte, der bey der menschlichen Unvollkommenheit sich die Opferrtheorie zwar gefallen ließ, aber es jetzt der Welt bekannt mache, daß nur noch ein Opfer nöthig sey, um ganz von diesem Gedanken abzustehen, und Gottesverehrung nur in Tugend und Redlichkeit zu suchen. Ein Gedanke, so groß, daß ihn die Welt, durchaus und allenthalben an Opfer gewöhnt, noch nie hatte; so groß, daß er die Grundlage zu einer bessern Religion für die ganze Welt werden; so groß, daß die Schwachheit aller Sterblichen Ruhe darin finden konnte. So war nun durch das eine Opfer dem ganzen schädlichen Mißbrauch der Veröhnung durch Opfer gewehrt, und die Welt von einem Wahn geheilet, in dem sie grau geworden war, und den ein Sterblicher für unbesiegbar halten mußte. So war auch dem Kleinmuth und der Verzagtigkeit der Menschen, welche oft ein Vergehen aus Ohnmacht in den Stunden der Reue für eine Beleidigung des Allerheiligsten halten, eine Stütze gereicht, woran er sich wieder aufrichten konnte, wenn ihm das Wort der Vergnadigung zugerufen wurde: Gott ist

verschönt! Wir sind sicher, daß Gott unsre Beglückung will, wenn wir volles Zutrauen (*πίσις*) zu Christo und seiner Religion haben, daß er uns beglücken kann und will, und wenn wir das Sittengesetz seiner Religion der Möglichkeit unserer Befeligung zum Grunde legen, wonach wir uns richten.

Wenn nun also Theologen unserer Zeit mit diesen Gedanken vor Augen, immer mehr und mehr in den Plan Gottes zu arbeiten, und den Hauptzweck der Religion lichter darzustellen suchen, um den Menschen moralisch gut zu machen, so verdient dieß nicht verkannt und durch Hindernisse erschwert, sondern vielmehr mit Dankbarkeit anerkannt zu werden; und ein jeder muß sich anstrengen, durch eigne Denkkraft ein verworrenes Gewebe hastender schwacher Ideen wegzuschicken, das seinen Geist fesselt, und zu großen Religionsausfichten unfähig macht. Wer keinen Blick über das Kleinliche und Gewöhnliche hinaus zu thun wagt oder zu thun vermag, ist kein Prophet, ist kein Weiser in dem großen Staate Christi!

Zum 10. Kap. 2. B.

Der Geizige häuft oft Schätze, ohne recht zu wissen, wozu? Eine zu große Besorglichkeit für sein Auskommen brachte ihn anfänglich zu dieser Gewohnheit; eine Neigung verband sich bald damit, und machte die Gewohnheit zur Leidenschaft. Selten kann eine solche Häufung von Schätzen ohne alle Ungerechtigkeit seyn, und auch selbst, wo sie nicht offenbar hervor sticht, scheint es wenigstens schon Ungerechtigkeit, eine Masse von Vermögen oder Capital aus der Mitte der bürgerlichen Gesellschaft zu heben, es zu verbergen, und den Umlauf desselben zu hemmen, wodurch der Erwerb bey Andern von derselben Societät erschwert werden muß.

muß. Will der so bereicherte noch Anspruch auf den Nahmen eines guten Mannes machen, so ist es seine Pflicht, gegen augenscheinlich Dürftige mildthätig zu seyn, um wenigstens dadurch die Unbequemlichkeit, welche er in der Gesellschaft wirklich verursacht hat, oder nur verursacht zu haben scheint, wieder gut zu machen. Andern, die ebenfalls in dem Stande und der Kraft des Erwerbens sind, bleibt es dessen ungeachtet selbst überlassen, so viel zu erwerben, als sie wollen. So weit leitet wohl einen Jeden ein moralisches Gefühl, und simple Begriffe von Socialpflicht; allein dem hebräischen Gnomiker ist schwerlich zuzutrauen, daß er gerade auf dieses Raisonnement Rücksicht genommen habe. Er gibt vielmehr Regeln zum klugen politischen Verhalten, auf Erfahrungen und Bemerkungen gegründet, die näher liegen, und eher in die Augen fallen; daher folgende Data ihm angemessener sind. Kein Geiz und Sammlung von Schätzen kann ohne eine gewisse moralische Poltronerie bestehen. Die größte Eigenliebe und stete Rücksicht auf Selbstheit begleitet den, der Schätze häuft. Er bezieht gewöhnlich Alles auf seinen Vortheil, und erblickt auch diesen größtentheils nur aus dem ihm nächsten Gesichtspuncte. Der augenblicklichste und nächste Vortheil ist ihm der größte Gewinn. Das Wohl der um ihn lebenden Welt muß ihm daher sehr bald gleichgültig werden, und er mag nicht gern zur Förderung desselben einen Zuschuß aus seinem Vermögen thun. Die Welt vergilt es ihm aber dadurch, daß sie eben so bald gleichgültig gegen ihn wird. Am augenscheinlichsten zeigt es sich, wenn er in Unglück geräth, wo man ihn eben so gern sich selbst überläßt, als er vorher sich selbst überlassen seyn wollte. Jetzt rette er sich allein, wenn ihm nicht noch unverdiente Großmuth Anderer zu Hülfe eilt. —

Das Gegenstück von ihm ist der Milthätige, gewöhnlich nicht der, welcher den größten Fond dazu hat, sondern der Menschenfreund, der ein mäßiges oder gutes Auskommen mit Andern zu theilen scheint. Er fällt auch in Unglück; aber Alles eilt herbey, ihn zu retten, ihn selbst mit dem Aufwande aller Haabe und Kraft zu retten! Dieß ist das Resultat der Erfahrung. Das Bild des Wohlthätigen, Milthen hat starke Züge des Vollkommensten, Allbeglückenden. Das endliche beschränkte Geschöpf will doch auch so viel möglich einen Schatten von dem Urbilde werfen; so viel als möglich Andre glücklich machen! Starke Züge von Moralitätsgefühl, Hoheit und Adel der Seele bemerkt man oft in den Entschlüssen des wohlwollenden Menschenfreundes. „Ich will ihm helfen, es mag kosten, was es will — sollte es mich auch das Leben kosten!“ Daß man aber diese Stimmen nicht für einen leeren Schall zu halten brauche, lehren die vielen Beyspiele, welche die That der Versicherung zeigen. —

Der wird also wohl die Kraft des Sittenspruchs mehr oder minder fühlen, der sich mehr oder minder getroffen findet, und sich hoffentlich bessern. Man kann auf gute Werke und moralische Handlungen eigentlich Jagd machen; dieß ist nicht die Sache eines Jeden; es ist auch keine Stimme der Moral, die hiezu auffordert: allein man kann sich auch so ganz in sich zurück ziehen, sich in seine moralische Theorie, welche wir gewöhnlich zu subjectiv zugeschnitten ist, ganz einhüllen, sehr warm darin sitzen, aber andre um sich herum zu Tode frieren lassen. Dieß ist Selbstsucht und moralische Pedanterie, dem Theil von Menschen unausstehlich, welcher es weiß, seine Bestimmung sey nicht bloß, gut zu raisonniren, sondern gut zu handeln, und auf andre gut zu wirken, um auch nach seinen Kräften die Ge-

sell-

gesellschaft zusammen zu halten, in der er lebt, und deren Vortheile er genießt.

Die Theorie mag also auch in diesem Fall, wie in vielen andern, unvollkommen seyn, wenn nur die Praxis desto vollkommener, und ohne Aengstlichkeit zu viel zu thun, ist. Auf Beispiele einzelner Subjecte, welche bey jener Selbstsucht sehr ruhig und glücklich leben, darf man sich hier nicht berufen, noch weniger fragen: warum sie vom Staat in der Gesellschaft geduldet werden? Denn erstlich, mögen sie immer einzeln ausgesäet sehr ruhig auch glücklich leben, so ist deswegen noch nicht zu wünschen, daß Alle oder nur ein großer Theil so handle. Ihr Glück und Ruhe verdanken sie größtentheils dem wohl eingerichteten Staate, welcher mit ihnen zufrieden ist, wenn sie den Gehorsam und die Pflicht leisten, die er von jedem Bürger fordert. Dürfte und könnte der Staat Moralitätsgefühl und Aufopferung befehlen, so würde alle Freyheit aufgehoben seyn. Der Staat billigt und schützt diese Leute also, weil sie ihm das leisten, wofür er ihnen Schutz und Ruhe versprochen hat: allein deswegen ist die Societät noch nicht mit ihnen zufrieden, sondern sie zeigt ihre Mißbilligung über das eigennützigte Verfahren dadurch, daß sie dieselben isolirt stehen läßt. Auch ist die Frage nicht: ob es nicht unter gewissen Verhältnissen erlaubt seyn könne, sich ganz in sich selbst zusammen zu ziehen, und von seinem Vorrathe zu zehren? Hier gilt nur: was ist anzurathen und lobenswürdig; was ist die allgemeine Stimme einer cultivirten Gesellschaft; und ist's nicht zu wünschen, daß so wenige wie möglich diesen Weg betreten? Die Moral strebt unablässig, dem Menschen eine absolute Vollkommenheit zu geben, und seiner Brust eine sittlich herrschende Stimmung einzupflanzen, die von allen äußern Mitteln des Zwangs und der Geseze so frey wie möglich gemacht werden muß.

ne Handlungsart also, die bloß das subjective Glück zum Ziel wählt, und nicht zum Plan des allgemeinen Glücks mitwirkt, bleibt zwar in den Schranken der Legalität, und setzt die Kraft der Gesetze in Ruhe: allein sie gibt dem ganzen Benehmen des Menschen noch keinen subjectiv sittlichen Werth.

Zu 10, 7.

Auch der Nachruhm muß eine Maxime zur Tugend werden, eben so gut als der gute Ruf im Leben. Diesen zu erwerben und sich zu erhalten, ist das Bestreben des Rechtschaffenen. Es kann ihm daher gar nicht verdacht werden, wenn er darnach ringt; sondern es ist lobenswerth, in so fern es oft eine Täuschung ist, das bloße Selbstgefühl zum Richter seiner Handlungen zu machen. Freylich können nicht alle unsre Handlungen ihre wahre Schätzung von Andern um uns erhalten, und das Gewissen muß uns beruhigen, wenn wir mit unserem Betragen verkannt werden: allein unempfindlich darf deswegen keiner gegen das Urtheil der Welt seyn, wohl eingedenk, daß er nicht allein seinen Werth bestimmen kann, sondern daß die mit ihm lebende Welt die größere Stimme über sein Verhalten hat, der man doch oft mehr glauben muß, als seiner eignen Versicherung, die zwar auf Bewußtseyn beruht, aber auch Eigenliebe zur Gefährtin hat, und zur Selbstheit werden kann, wodurch die Regel des Rechtsverhaltens schon verrückt wird. Im Leben erhält er zwar durch Ueberredung Anderer noch seinen Ruhm: allein den Nachruhm muß er ganz von der Bestimmung der ihm überlebenden Welt erwarten, sich danach im Leben richten, und sich durch keine Täuschung, welche von ihm selbst ausgeht, irre führen lassen.

Zu 10, 9.

Die Wahrheit dieser Maxime liegt am Tage. Das Zeitalter, worin man lebt, mag noch so verdorben; die Handlungen der gewöhnlichen und ungewöhnlichen Menschen alle voll Ränke, Machinerie und Schminke seyn; so wird sich doch der rechtschaffene Mann am Besten rathen, wenn er seinen geraden Weg fortgeht, denn selbst die, welche sich winden und krümmen, können unmöglich so allen Sinn für grade Handlung und ungeschmincktes Betragen verloren haben, daß sie den positiven Werth derselben nicht einsehen sollten. Bey einem Theil von Menschen (wenn gleich dem kleinsten, so doch in allen Ständen und auf allen Stufen der Höhe und Niedrigkeit,) ist diese Anerkennung instinctmäßig. Man berichtigt sein Urtheil gar bald so weit, daß man einsieht: Gott hat dich geschaffen grade und ohne Hehl zu gehen und zu handeln, nicht aber zu schleichen, dich mit Schlaueit und Gewandtheit zu verstellen, zu überlisten, geheime Plane und Kunstgriffe zur Sicherung deiner Laufbahn anzulegen. Diese Anerkennung wird um so vollkommener, je mehr man des schwebenden Zustandes zwischen Furcht und Hoffnung überdrüssig wird, welcher stets mit jener Handlungsweise verbunden ist: woher dann auch die Uebergänge zu einem andern Betragen, oder zur andern Partey. Wäre nicht vom vollkommensten Wesen die wohlthätige Einrichtung getroffen, daß Kraft und Adel der Seele jede gerade Handlung begleitete, und daß man diese schon im voraus für eine Folge von jenen Vorzügen ansehen müßte, so würde es ein betrübter Anblick in der besten Welt seyn, wenn man oft List und Verschlagenheit dem langsamen festen Tritt der Ehrlichkeit zuvor kommen sieht. Denn geläugnet kann es wohl nicht werden, daß, wo die größere Anzahl einer Gesellschaft

sich mit Schlaubeit windet, der augenblickliche Vortheil des äußern Wohlbefindens auf ihrer Seite ist, und daß der kleinere, redlichere Theil entweder nur sehr langsam, oder wohl nie nachkommt.

Dessen ungeachtet darf dieses den Mann von gradem Sinn nie bestimmen, sich auch auf die Seite zu wenden, angenommen, daß er ein Mahl zweifelhaft werden könnte, was für ihn zu thun sey? Ein moralischer Instinct ist tief in eines Jeden Brust geprägt, der vor Hoheit und Adel der Seele große Scheu hat, und der Redliche kann mit weniger Bemerkungsgabe täglich wahrnehmen, daß man sich vor einem Mann von schlichten aber festen Principien scheuet; daß eine Stimme des Gewissens rege ist; daß man sich vor seinem Blick verbirgt, der wie Adlers Blick tief in die Seele des Schlaunen hinab schaut, und das ganze Gewebe der Ränke wie Spinnewebe leicht zerstörbar vor sich liegen sieht.

Bleibt dem moralischen Gefühl dieser Triumph zu jeder Zeit — und er bleibt ihm gewiß; ist noch edler Stolz die Beute der Rechtschaffenheit, und Anerkennung ihres Werths unverfügbar: so mag immer der äußere Vortheil fehlen, der innere ist desto größer, und wer freuet sich nicht, ein Held oder auch Märtyrer der Geradheit unter Castratenseelen von List zu seyn.

Eine feige Seele ohne Character bleibt immer die, welche wegen eines zunächst liegenden Vortheils die festen Grundsätze der Moral mit Füßen treten will! Vermagst du es, den Diamant zu zertreten, und wirst du dich nach dem erungenen Vortheil nicht ein Mahl schämen, so niedrig gedacht zu haben?



Zu 10, 12.

Menschen müssen sich vertragen, wenn sie bey einander wohnen, und gesellschaftlich leben wollen. Diese Wahrheit vergift man zu leicht, und eine Klasse auch von gebildeten Menschen bleibt noch immer, welche sich mit Vorurtheil und Mißtrauen Andern nähert; in ihrer Einbildung allenthalben beleidigt wird, wo sie keiner hat beleidigen wollen; oder bey der geringsten wirklichen Beleidigung auffährt, und Unruhe und Zank weckt. Der Mann von ruhigem, menschenfreundlichem Character hingegen, tritt ohne Arg und übles Vorurtheil in jede Gesellschaft, findet das Vergehen da nicht, wo es wirklich nicht ist; aber sucht auch ein kleines Vergehen zu ertragen, um eine Verbindung zu erhalten, die durch ewiges Hadern so gut wie aufgelöst ist, und eine polizirte Gesellschaft wieder vereinzelt. Jene schicken sich besser für den Naturzustand, als für den gesellschaftlichen. Dort muß man immer auf seiner Hut seyn, und auch den Schein von Schwäche meiden, weil die Wirkungen der triumphirenden Stärke zu gefährlich sind. Hier ist die Schwäche schon längst zur Tugend erhoben, welches dadurch augenscheinlich wird, daß man die Gesellschaft der Nachsichtigen sucht, die der Empfindlichen oder Zankfüchtigen hingegen meidet.

Zu 10, 18.

Nationen auf einer gewissen Stufe von Bildung pflegen es zum Adel der Seele, und zu den Vorzügen des braven Mannes zu rechnen, wenn er Haß und Feindschaft öffentlich verkündigt, und sie nicht zu verbergen sucht. Eine Maxime, die ganz in der Natur des Menschen, und in dem Wesen der Si-

Herheit liegt. Wer seinen Feind kennt, nähert sich wieder dem Naturzustande, und denkt auf Mittel, sich zu sichern oder zu vertheidigen. Dieß wird ihm unendlich leichter, als sich gegen die Machinationen eines verstellten Freundes zu schützen, der ihn durch Liebe einschläfert, um ihn ein Mahl mit einer fürchterlichen Wirkung des Hasses plötzlich zu wecken. Hier kann sich der Betrogene gewöhnlich nicht mehr helfen, sondern nur es ganz fühlen, daß er einen Feind hat! Je feiger eine Nation ist, (und Feigheit ist auch eine Folge von zu großer Cultur), desto geneigter ist sie zu heimlichen Feindschaften und Verstellung; je tapferer und kriegerischer, desto mehr nähert sie sich jener Maxime. Das halbe Leben der Orientalen ist Hehl, List und Nachstellung, wozu sie theils das heißere Klima, welches trüg und unlustig zum offenbaren Widerstand macht, theils der Druck der Tyrannen, theils die lange Gewohnheit gestimmt hat. Die Weisen der Nation fanden es daher um so viel nöthiger, gegen alle verdeckte Lebensweisen, die jeden Augenblick des Lebens unsicher machen, zu eifern, und lieber eine offenbare Feindschaft anzurathen. Bey den Römern hingegen wurde es schon für ein Zeichen des Edelmuths gehalten, offenbar und ohne Hinterlist zu handeln, auch allenfalls das Manifest zu einem Privatkriege ergehen zu lassen. Tiberius führt es in einem Briefe an den Senat als eine allgemeine Gewohnheit der Vorfahren an, dem, mit welchem sie die Freundschaft brechen wollten, zuvor das Haus zu untersagen. Tacitus in den *Annal.* 6, 29. 2, 70. *Val. Mar.* 4, 1. §. 12. In den Zeiten der Ritterschaft verfuhr man nicht anders, so wie überhaupt Offenheit ein Nationalcharacter bey den alten Deutschen war. Die Griechen hingegen näherten sich mehr den Orientalen.

Zu 10, 19.

Wer stets und zu viel redet, geräth alle Augenblicke in üble Lagen, woraus ihm seine fertige Zunge oft schnell wieder hilft, oft aber auch bey'm Versuch des Rettens noch tiefer sinken läßt. Beleidigung seiner selbst oder Anderer, sind gewöhnlich die augenblicklichen oder spätern Folgen einer zu großen Geschwägigkeit, daher die Annahme zur Klugheit sich ihr von je her widersetzt hat. Ein angenehmer Schwäher ist eine Wohlthat für die Gesellschaft, daher man seine Aeußerungen auch nicht ganz strenge, sondern glimpflich zu beurtheilen pflegt: nur ist er dadurch noch nicht vor allen Unannehmlichkeiten gesichert, und die Schuld davon muß er am Ende nur sich, und nicht Andern zuschreiben, wenn er auch ein noch so gutes Herz hat.

Zu 11, 1.

Eine Gesellschaft, die sich zu falscher Wage entschließt, muß schon sehr durch Handel und Gewinnsucht verdorben seyn. Unter uncultivirten Nationen ist der Handel Tausch, wobey die größte Ehrlichkeit herrscht. Auch der Handel zwischen polizirten und rohen Völkern bleibt in den Gränzen des billigen Tausches, wenn er gleich den Schein der größten Unbilligkeit hat, und deshalb von Moralisten, welche die Sache nur einseitig ansehen, getadelt wird. Hat nämlich der Wilde freye Wahl, eine Sache, die für ihn von minderm Werth oder Gebrauch ist, wie oft ein Stück Gold, gegen eine andre, die bey dem polizirteren Volk von geringerm Werth ist, z. E. einen Nagel, ein Stück Glas &c. auszutauschen, so kann man nicht sagen, daß der Klügere den Dummern vorvortheilt hat, sondern es findet noch die billigste Gerechtigkeit Statt, in so fern die vertauschten Sachen subjectiv gleichen

Dd 5 Werth

Werth hatten. Wenn der Tausch aber schon nach den Verhältnissen des wahren Werths der Sachen in einer Gesellschaft bestimmt ist; wenn schon der Werth der Producte zc. durch Gewicht, mit dem Werth des edlern Metalls nach dem Gepräge, in dem genauesten und billigsten Verhältnisse steht: da setzt der ehrliche Mann, nach den Regeln des stillschweigend anerkannten Contracts, keinen weitem Betrug voraus. Wenn also der Gewinnfüchtige und zugleich Niederträchtige den guten Glauben an Ehrlichkeit und Vertrag dadurch mißbraucht, daß er den andern überlistet; so ist dieß die verworfenste Handlung eines Kaufmanns, die unendlich unter dem unbilligsten Gewinn steht, den er willkürlich und offenbar setzt. Eine lange Gewohnheit des Handels mußte schon voran gegangen seyn, wenn die Hebräer unter Salomo bereits so niederträchtig waren, daß die Sittenrichter diesen Mißbrauch mehrmahls und ernstlich zu rügen für Pflicht hielten.

Zu II, 2.

Den Uebermüthigen trifft Schande und Verachtung; der Bescheidene hat weiser gewählt, und ist diesem Wechsel nicht ausgesetzt. Anmahnung zur Demuth und Bescheidenheit ist auch die Maxime des N. T. und eben deswegen von einer Parthey, die diesem unhold ist, gar häufig als eine falsche moralische Vorschrift, die feig und unfähig zu großen Handlungen mache, verschrieen. Zwey Irthümer liegen hiebey zum Grunde; ein falscher Gesichtspunct, aus dem die Maxime betrachtet ist; ein falscher Begriff, den man der Demuth untergeschoben hat. Ein falscher Gesichtspunct ist gefaßt, wenn man nicht auf die Subjecte Rücksicht nimmt, denen die Regel zunächst gegeben ist. Der Hebräer, und überhaupt

haupt der Orientale, ist zum unerträglichsten Hochmuth geneigt, so bald er völlige Freyheit dazu hat. Hochmuth wird nie gefährlicher, als wenn er mit Feigheit verbunden ist, wobey gar keine Farbe von edlem Stolge mehr Statt findet. Es ist nähmlich durch die Erfahrung bestätigt, daß der Feige, wider alle muthmaßliche Analogie, sich an dem Schmerz des Andern weiden kann, ohne daß edlere Triebe, Mitleiden und großmüthige Schonung, rege werden, wenn er rachsüchtig und hochmüthig ist. Der hochmüthige, von äußern Vorzügen begünstigte Asiate, tritt daher alles mit Füßen, und wahren Stolz kennt er nicht anders, als wenn er sein ganzes Leben hindurch kriegerisch umher schweift, wobey sich von selbst einige Vorurtheile von Stolz bilden, die aber ganz wohlthätig werden können. Jenes Gemische von Uebermuth und Feigheit fand sich nun gerade bey den Hebräern; es war daher sehr nöthig, daß von den Moralisten A. und N. Testaments der Troß und Hochmuth derselben zur Demuth und Bescheidenheit herab gestimmt wurde.

Ein falscher Begriff liegt ferner zum Grunde, den die Gegner der christlichen Moral aber von den christlichen Moralisten selbst entlehnen, indem diese zum Theil fortfahren, Demuth als allgemeine Tugend der Christen, im Gegensatz des Stolzes, zu empfehlen, welches alsdann von dem Gegner getadelt wird. Erstlich sollte nicht Stolz, im Gegensatz der Demuth, gebraucht werden, wenn man ganz bestimmt reden wollte, sondern **Hochmuth, Uebermuth**, welcher Begriff auch in unserer Stelle (177 LXX. *Βεῖς*) herrscht. Stolz ist von der einen Seite, als Achtung seiner selbst, eine Tugend, die Spannfeder tausend guter Handlungen, und steht in so fern dem niedrigen Schleichen und Kriechen, das oft Niederträchtigkeit wird, entgegen. Stolz muß ein Mann auf seine Vorzüge oder seinen Werth, als

als dieß einzelne Individuum seyn, wenn er Achtung gegen sich hegen, und dreist genug seyn soll, im Gefühl dieses Werthes und der guten Absicht etwas Großes zu unternehmen. Allein wird er hochmüthig, verachtet er andre Vorzüge gegen die seinigigen, oder will er sie gar nicht anerkennen, sondern sie übermüthig niederdrücken, so ist ihm gegen dieß Laster eine entgegen gesetzte Tugend, Demuth, zu empfehlen. Diese ist bescheidenes Gefühl seines eigenen Werthes mit Anerkennung der Gleichheit aller Menschen mit uns, und des Werthes Anderer neben uns, das oft in ein Mißtrauen gegen eigne große Vorzüge übergeht, wenn man erwägt, daß Selbstgefühl leicht zur Selbstheit werden kann; daß Eigenliebe eine gefährliche Rathgeberin ist, wenn man sich ihr allein überläßt. Demnach ist Demuth oder Bescheidenheit eine weiche gesellschaftliche Tugend, der man hold ist; bey der ein edler Stolz zum Grunde liegt, welcher so fort sichtbar wird, wenn er mit der sich allein gefälligen Selbstheit in Collision kommt. Die Gegner der Demuth scheinen also unbillig zu seyn, wenn sie dieselbe gewöhnlich in dem Sinn von Verachtung seiner selbst nehmen, welche freylich bald zur moralischen Feigheit, Aengstlichkeit und Niederträchtigkeit werden kann, die durchaus nicht mehr zur Tugend leiten. Hat der Mensch erst keine Achtung mehr gegen sich selbst, so achtet er auch das Vernunft- und Sittengesetz, das in ihm wohnt, nicht mehr; so werden seine Handlungen sehr leicht eben so verworfen, als er seine ganze Individualität für verwerflich hält.

Zu II, 10.

Diese Sentenz ist nach dem Tact der damaligen Zeit, und nach der Stärke einer bilderreichen poetischen Sprache

Sprache auch stark ausgedrückt, und hat nach dem Ausdruck unserer Sprache keinen weitern Sinn, als: gehet den Guten glücklich, so freuet sich die Stadt; gehet den Bösen unglücklich, so hat sie nicht Ursache, Trauerlieder, sondern eher Freudenlieder zu singen. Die erste Hälfte dieser Gnome ist in der Erfahrung nur sehr speciel gegründet, die zweyte aber desto allgemeiner. Hat der lasterhafte auch sein ganzes Leben hindurch durch glückliches Gelingen seiner schlaun angelegten Pläne; durch Verhältnisse, worein er sich vermittelt einer Ueberlegenheit seines Verstandes zwang, triumphirt (wenigstens dem Schein nach triumphirt), daß es entweder keiner wagte, seine Unart zu tadeln, sondern im Gegentheil Viele aus Bedürfniß zeitlicher Vortheile ihm schmeichelten und priesen: so ist doch die allgemeine Stimme wider ihn, so bald die Furcht vor seiner Macht, oder die Bemühung nach seiner Gunst verschwunden ist. Ein gut Theil seiner Zeitgenossen, die unter dem Drucke seiner Ungerechtigkeit seufzeten, athmen nun freyer, und brechen in ein Danklied über die Befreyung aus. Andre schämen sich vielleicht, daß sie sein Verfahren je gebilligt haben, und halten nun, um doch eine Gleichförmigkeit ihres Betragens zu zeigen, den lauten Jubel zurück: allein im Geheim, oder vor wenig Zeugen, freuen sie sich nicht minder. — Nicht immer und nicht so allgemein freuet sich die Stadt über das Glück der Guten, denn es wird dem gewöhnlichen Menschen gar schwer, bey dem Anblicke des Glücks seiner Brüder Neid und Privatwünsche zu entfernen; es wird ihm sehr schwer, sich zu der Classe der vortreflichen Bürger zu erheben, die gern alles Glück an dem Guten sehen, weil sie es nur für die Folge seiner Redlichkeit und Tugend halten, deren Vertraute sie auch sind. Dieß lehrt die Erfahrung unserer Zeit, der hebräische Sittensprecher fand es vielleicht noch anders!

Es ist eine häßliche Seite der menschlichen Seele, daß sie in unserm Zeitalter so verstimmt ist, bey dem Wohlseyn des Guten eher eine geheime, noch nicht entdeckte trübe Quelle zu argwöhnen, als es aus der klaren Quelle fließen zu lassen, die durch seine Handlungen offenbar wird. Was ist der Grund davon? Entweder lebt man in einer Gesellschaft, wo diese Erfahrung oft gemacht ist, und sonach kann der Argwohn einiger Maßen entschuldigt werden; oder die guten Folgen des guten Verhaltens sind so selten sichtbar, daß unser Verstand durch die Gewohnheit zu einer ganz andern Schließart verleitet ist, als wohin ihn Principien, unabhängig von der Beobachtung des gemeinen Lebens, leiten konnten. Für den braven Mann muß es aber immer eine Regel bleiben, die guten Handlungen eines Menschen nur aus lautern Quellen und guten Absichten abzuleiten; sein Glück nur mit seinem äußern Verhalten in Uebereinstimmung zu bringen, und wenn jenes gut erscheint, ohne Arg es auch so anzunehmen. Sollte auch eine Zeit kommen, wo er anders zu urtheilen gezwungen wäre, so kann doch das gute Urtheil einen nicht ganz guten Menschen lange bestimmen, so viel gute Handlungen als möglich von sich ausgehen zu lassen; da hingegen bey einem vorgefaßten übeln Argwohn ihn nichts mehr abhält, auch das ganz zu seyn, wofür man ihn nun ein Mahl hält. Wodurch wird am meisten für seine Moralität gesorgt?

Zu II, 12.

Diese Sentenz scheint anfangs nur eine Maxime zur Weltklugheit zu seyn, die nicht immer aufs genaueste mit richtigen moralischen Grundsätzen gleichen Schritt hält; allein sie kann doch auch mit der Moral in Uebereinstimmung gebracht werden. Der laute Tadel einer

zu mißbilligenden Handlung scheint nicht nur billig, sondern so gar Pflicht zu seyn, in so fern man durch ein unzeitiges Stillschweigen in den Verdacht kommen kann, die unrechtmäßige Handlung zu billigen. Auf der andern Seite ist es unbillig und gehässig, der Erste zu seyn, welcher die That hervor zieht, und sie mit öffentlicher Mißbilligung dem Publikum darstellt. Geschieht es mit Vergrößerung der Schuld, so liegt die Unbilligkeit am Tage, und dieß pflegt doch nicht selten der Fall zu seyn, und scheint auch hier durch den Ausdruck Schmäßen angedeutet werden zu sollen. Ist es aber auch nur eine bloße Verabscheuung, so kann diese vielleicht Ursache werden, daß sich die Guten von dem Fehlenden trennen, und ihn nun in ein Meer vieler folgenden üblen Handlungen stürzen. Die Moral hat so viele Collisionenfälle, wo man im Allgemeinen Nichts evident bestimmen kann, sondern individuel nach Lage, Ort und Zeit urtheilen muß. Dahin scheint auch diese Sentenz zu gehören.

Zu II, 17.

Eine Bemerkung, die sehr wichtig ist. Wenn man auf den starken Trieb des Menschen zum Leben und zur Selbstliebe Rücksicht nimt, so scheint dieser Naturtrieb schon einem Jeden von selbst zu rathen, Sorge für seine Pflege zu tragen, und sich die Bedürfnisse nicht zu verwehren, die den größern sinnlichen Theil von ihm nur mit Behaglichkeit erhalten können; allein die geringste Zahl von Menschen sieht dieß gehörig ein. Die gewöhnlichste Abweichung von vernünftiger Umsicht ist Unmäßigkeit, zwar ein gewaltsames Mittel, die Gesundheit zu zerstören, aber doch immer dem sinnlichen Menschen noch natürlicher, als eine andre Verirrung der Leidenschaft — freywilliges Darben, und freywillis

willige Marter des Körpers, deren Quelle entweder Geiz und Gierde viel zu haben, ist, oder die aus einer übertriebenen Entfagung der Sinnlichkeit entsteht. Der Sittenrichter scheint in die Natur dieses Phänomens gedrungen zu seyn, wenn er den, der sich gehörig pflegt, unter dem Begriff eines gütigen, liebeichen Mannes auftreten läßt. Wer gütig ist, hat Menschenliebe, und wer Menschenliebe hat, kann sich unmöglich zu Habsucht und Geiz entschließen; kann auch nicht leicht in die Aengstlichkeit versinken, daß er ein Mahl Hungers sterben werde, (welche bey den Menschen, die freywillig darben, sehr häufig angetroffen wird,) weil er sicher hofft, man werde ihm das in der Noth vergelten, was er Andern in ähnlichen Lagen erzeugte. So heißt auch der, welcher sich freywillige Quaalen auflegt, mit Recht ein Grausamer, nicht bloß gegen sich selbst, sondern auch gegen Andre, in so fern es eine gemeine Beobachtung ist, daß der, welcher sich selbst zu Märtern bestimmt, eben nicht sehr gerührt wird, wenn er Andre gemartert sieht oder selbst martert. Die Ascetenmoral, oder die Mönchscasteyungen und Geißel, müßten durch diese und ähnliche Gnomen umgeworfen werden, wenn man erwarten dürfte, daß ein roher Verstand und fanatisches Vorurtheil, welche der stärkste Naturtrieb nicht zu überwältigen vermag, durch gesunde Maximen geleitet werden könnten. Eine religiöse Verstimmung ist die gefährlichste und unheilbarste, wobey alle Anlagen und Triebe des Menschen verkannt und verstümmelt werden. Der kalte Verstand vermag da nichts auszurichten, wo eine glühende Phantasie das Gewebe geknüpft hat, und fortsetzt.

Zu II, 22.

Dieser Vers enthält eine Bemerkung, die sowohl wegen ihrer Einfachheit und Wahrheit, als wegen ihres hohen

hohen Alterthums frappirt. Ist es doch so gar nicht anders in der Welt vor dritthalb tausend Jahren gewesen, als es gegenwärtig ist! Der Stempel der Natur und ihre Abdrücke bleiben immer dieselben, nur die Nuancen ändern sich! Will die Natur eine gewisse Gleichheit oder billiges Verhältniß unter den verschiedenen Menschenformen bewirken; oder was ist der Zweck des Contrastes zwischen innerer und äußerer Bildung des Menschen? Eine schöne Seele in einem schönen Körper scheint das Meisterstück der Schöpfung zu seyn, das zum Staunen hinreißt — ein Beweis, daß es kein gewöhnlicher Anblick seyn muß! Der Beobachter sieht sich nach einer Absicht bey Betrachtung der Schöpfung um, und wenn er sie auch nicht immer richtig trifft, so beruhiget es ihn schon, auch nur eine wahrscheinliche ausgespäht zu haben. Warum erblickt man hinter der schönen Form beyderley, besonders des andern Geschlechts, so oft eine gemeine, niedrige Seele, die den hohen Begriff der Verehrung, den der äußere Schein gab, augenblicklich herab stimmt, und oft bis zur Verachtung erniedrigt? Wäre Hoheit des Körpers und Hoheit der Seele oft mit einander vereint, so würde der Nachtheil für eine andre Classe von Männern und Weibern, die nur auf Schönheit der Seele Anspruch machen kann, noch zu merklich und drückend seyn. Der sinnliche Mensch, der gewöhnlich nach dem augenblicklichen Eindruck des Außern urtheilt, wird nur zu sehr von körperlicher Schönheit überhäubt, als daß er die Beurtheilung des Characters zu seinem Hauptzweck machen kann; und es scheint nur einem scharffsehenden, von festen Maximen geleiteten Manne vorbehalten zu seyn, den Character des Subjects zum Maßstab seiner Beurtheilung zu legen. Bey dieser Lage der Sachen, wie sie das Resultat der täglichen Beobachtung gibt, bleibt das Gemische und

die einseitige Austheilung der Naturgaben eine wohlthätige Einrichtung der Vorsehung, welche aber dessen ungeachtet die ganze Anlage des Menschen gemacht hat, gut zu seyn. Der edlere Theil der Menschen als so, und zu diesem gehört der Sittensprecher alle Mähl, verfolgt die Anlage des Menschen, und sucht sie auf die Stufe der Vollkommenheit zu heben, die ein Abdruck der höchsten Vollkommenheit heißen kann. Er sieht es ein, daß es ein Ruf der Natur ist: einen schönen Körper soll eine schöne Seele bewahren! Er sieht es ein, daß die Besserung des Characters größtentheils ein Werk des Menschen werden kann — und so verachtet er die Schönheit des Körpers, in dem die Seele nicht bemühet ist, eine Uebereinstimmung zu bewirken, die zur Vollkommenheit führt. Religion und Moral müssen also stets dem eitlen Geschlecht zurufen: eure Bestimmung ist, gut und nicht oberflächlich schön zu seyn! Und die Natur kommt der wärmenden Stimme zu Hülfe, wenn sie in dem Ablaufe der Zeit, und bey dem Schwinden körperlicher Schönheit, ihren letzten und höchsten Zweck zeigt. Wer verachtet nicht von Herzen die verschrobene Seele einer weiblichen Schönheit? Zur schulgerechten Form körperlicher Schönheit, welche bloß negativ gefällt, muß sich also auch noch der Ausdruck des Sittlichen gefallen. Seelengüte, Reinigkeit oder Stärke muß sich in der körperlichen Aeußerung gleichsam sichtbar machen, um das Ideal der menschlichen Schönheit hervor zu bringen, welches die kalte Vernunft, von der Macht der Einbildungskraft unterstüzt, nur als ein solches erkennt. Für sie bleibt also das körperlich Schöne durchaus und überall ein Symbol des sittlich Guten, indem es mit einem Anspruche auf jedes Andern Bestimmung unmittelbar und ohne Interesse gefällt, wobey sich die Seele zugleich

zugleich einer gewissen Veredlung und Erhebung über die bloße Empfänglichkeit einer Lust durch Sinneneindrücke bewußt ist.

Zu 11, 24. 25.

Der Wohlthätige erhält von Gottes Segen immer mehr, gerade weil er unbekümmerter ist, und Andre ihm wieder vergessen, was er ihnen that. Der Karge hält immer sein Vermögen zusammen, leidet dessen ungeachtet hier und dort Verlust, und wird wohl gar arm, wenigstens kommt er nicht so weit als der Mildthätige. 25 Vers. Die mildthätige Seele wird reich, nach dem eben angegebenen Princip: wer Andre erquickt, wird wieder erquickt!

Zu 11, 26.

Dieser Vers enthält eine Maxime für den Kornhandel, besonders wider den ungerechten Wucher, der unter einer Nation Eheurung veranlaßt, und eine Menge Menschen unglücklich macht. Der Getreidehandel ist von je her einer der gefährlichsten für die Moralität gewesen, und verdient daher eine kurze nähere Beleuchtung. In dem ganzen Handelsgeschäfte sind die Collisionen der Pflichten eines braven Handelsmannes so vielfältig; die näheren Beziehungen der Moralität so äußerst subjectiv und individuell, daß ein redlicher Kaufmann alle Ursache hat, sich nach den Regeln der Billigkeit und des Rechtsverhaltens umzusehen, um den ganzen Umfang seiner Pflicht kennen zu lernen, die der Moralist ihm nur im Allgemeinen vorzeichnen kann; er selbst aber begränzen und individualisiren muß. Kein Bürger eines Staats ist so in dem Verdacht der Ungerechtigkeit, und so der strengsten Beurtheilung ausge-

Ce 2

setzt,

fest, als der Handelsmann; keiner wird aber auch gewöhnlich schief und einseitig beurtheilt, als gerade er. Leute von großer Gewissenhaftigkeit, und von hohem Sinn für Ehre, haben deswegen den ganzen Kaufmannsstand verachtet, oder unbillig herab gesetzt: beydes aus zu einseitig gezogenen Resultaten der Erfahrung, und aus Beobachtung des Gewöhnlichen. Der unbefangene Beurtheiler und Moralist muß es daher für seine Pflicht halten, diesem Stande seine Nützlichkeit und hohen Werth im Allgemeinen zum voraus bekannt zu machen, und ihn zu seiner Beruhigung versichern, daß in den meisten Fällen, wo er von Andern beurtheilt wird, er eigentlich nur selbst und allein die Moralität seines Betragens beurtheilen kann; daß er also in dieser Hinsicht den Eifer für sein Geschäft nicht fahren zu lassen braucht. Kennt er den Geist des Handels, so darf man seinem gesunden Verstande auch so viel zutrauen, daß er die Regeln seines Rechtsverhaltens ebenfalls einsehen wird, die alle in den gemeinsten Principien der Gerechtigkeit und Billigkeit liegen. Sein ganzes Geschäft beruht auf Treue und Glauben. So sehr er also diese Tugenden an seinen Contrahenten und Käufern schätzt, in dem vollen Bewußtseyn, daß ohne sie gar kein Handel bestehen kann; so schätzbar ist auch seinen Käufern und allen, mit denen er zu thun hat, Billigkeit und Redlichkeit an ihm, die jene ebenfalls auf guten Glauben voraus setzen. Um aber zu dem besonderen Handel mit Getreide, wovon wir ausgegangen sind, zurück zu kehren, so hat es seine Richtigkeit, daß kein Handel gehässiger fürs Publikum, und durch Malversationen ungerechter werden kann, als gerade dieser. Es kommt hier nämlich auf kein entbehrliches Bedürfnis an, dergleichen einzelne Menschenklassen veil vom Handel verlangen; sondern auf ein Bedürfnis, daß allen zum Leben

noth:

nothwendig ist, und bey dessen Erschwerung sogleich Noth und Unglück eintritt — auf Brodt! Der Gewinn, den der Handelsmann machen kann, wenn er es durch Machination dahin zu leiten weiß, daß Mangel an Getreide entsteht, ist bey weitem der beträchtlichste, daher bey Leuten ohne Gewissenhaftigkeit für die Speculation der wichtigste, aber auch zu gleicher Zeit der himmelschreyendste. — Die Stimme der Natur, und die ist in diesem Falle die des hungerrigen Volks, rächt sich zwar oft fürchterlich an diesen Werkzeugen des Jammers, woben der Moralist nichts mehr als eine natürliche Folge oder Strafe sehen kann: allein dessen ungeachtet kommen die Malversationen wieder vor, und finden durch eine zufällige Sicherung der Polizen, oft in einem sehr gut eingerichteten Staate, doch Haltung genug, daß die so genannten Konnjuden ihre Gierigkeit ohne Strafe befriedigt sehen können. Ein Mann von Ehre, in dem noch der kleinste Funken moralischen Gefühls glimmt, wird sich unmöglich bey ruhiger Ueberlegung zu einem Geschäft entschließen, das schon die niedrigste Classe des Volks mit Infamie und Verachtung gebrandmarkt hat; kann sich unmöglich bey dem Getreidehandel auf den Zeitpunkt rüsten und beschränken, wo der äußerste Mangel eintritt, und der Mensch gern alles hin gibt, um nicht zu verderben; sondern er wird, um seinen guten Namen und sein Gewissen rein zu erhalten, bey Zeiten zu Hülfe eilen, und nach dem Ausspruche unsers Gnomikers Segnungen des Volks auf sein Haupt sammeln! So ausgemacht und augenblicklich klar es aber jedem Handelsmann seyn muß, was für Maßregeln er in solchen Fällen zur Steuer der Menschenliebe und Billigkeit ergreifen soll; um so viel trauriger und entehrender ist der Anblick, wenn Leute vom ersten Range, deren ganzes Betragen nach ihrer Versicherung ein ho-

hes Gefühl von Recht und Ehre zum Grunde hat, sich zu der verächtlichen Bemühung eines unbilligen Getreidegewinnstes erniedrigen, und dadurch ihre Vorzüge (mehr ein Gepräge der Vorzeit, als des gegenwärtigen Verdienstes) zu vergrößern oder zu erhalten suchen. Fürwahr! der Adel hat auch noch jetzt andre Mittel zu glänzen in Händen, die auf wahren Verdiensten beruhen, weil er an der Spitze des Staats steht; und der Glanz dieser Art, er sey von unbilligem Gewinnst, oder überhaupt von Bedrückung und Ungerechtigkeit geschaffen, wird selbst von den Besseren dieses höhern Standes als ein kometenartiger Schein betrachtet, der, so wie ehemals, also auch noch jetzt, Unglück bedeuten kann, und vor dem man sich verbirgt, um ihn nicht zu sehen.

Zu 12, 9.

Eine Maxime schon vor dritthalb tausend Jahren erkannt, und noch immer bewährt genug! — Ehre ist ein politisches Darlehn, das ursprünglich auf einem guten Boden gewachsen ist, aber sehr bald ausartet. Der Begriff von Ehre und Rang bildet sich sehr frühe in einer Societät durch Vergleichung des Werths und der Vorzüge des Einen zum Andern. Sie ist zuerst theils Anmaßung, theils ein Geschenk der Gesellschaft, in so fern die ersten Vorzüge einer sich bildenden Nation auf Tapferkeit mit Klugheit begleitet, beruhen. Der Schwächere fühlt eigentlich das Uebergewicht des Andern mehr, als daß er durch Raisonnement sich davon überzeuge; räumt ihm aber doch gern einen Platz über sich ein, weil er unter ihm sicher lebt, und die Anerkennung der Bemühungen des Andern für sein Wohl eine schuldige Dankbarkeit scheint. In diesem Verhältnisse hat der kluge Held augenscheinliche

liche Verdienste um sein Volk, und kann stolz auf den Besitz der Achtung seyn, die es ihm willig, wenn gleich oft nur auf eine kurze Zeit, zollt. Sehr bald verändern sich aber die Grundlagen der Ehre; sie beginnt sich auf Vorurtheile zu stützen, und hat nun weiter keinen Werth für den klügern Menschen. Sie scheint ihm eine Gabe der Convenienz, die sich selbst lästig und Andern verächtlich wird, wenn nicht die übrigen Glücksgüter damit verbunden sind, die sich ein Jeder zuerst wünscht, und zu erhalten sucht. Bey dieser Lage der Sachen würde das Individuum des Standes der Ehre sich immer besser rathen, wenn es die geliebten Vorzüge, die nur noch in der Einbildung existiren, vergäße, und zunächst nach eignen Vorzügen strebte. Allein es ist eingangz gewöhnlicher Anblick, daß sich auf der einen Seite Hochmuth, als Folge der vermeynten Ehrwürdigkeit, erhält; auf der andern Seite aber Dürftigkeit, als Folge des Mangels von Kraft, sich selbst zu erhalten oder mit einem Worte des Unwerths, lachen und Gespötte erregt. Der Sittenrichter blickt nun auf diesen Ritter des Vorurtheils hin; findet die größte Anmaßung und Forderung von Achtung an ihm, ohne einsehen zu können, worauf denn eigentlich dieser Anspruch beruht? Kein innerer Werth, keine Brauchbarkeit für da Staat findet sich an ihm, und dessen ungeachtet bleibt eine Classe von Menschen, ebenfalls von Vorurtheila eingenommen, oder durch ein inneres Gefühl der Gleichheit aufgefodert, bereitwillig genug, seine Forderungen zu befriedigen, und über sein zeitliches Unvermögen, als Folge der Ungerechtigkeit, zu klagen; ihn mehr zu ehren, als den müßlichen, arbeitssamen Bürgr. Dieß preßt dem Sittensprecher eine Sentenz aus, wodurch er den Schleyer des Vorurtheils von de Augen der gewöhnlichen Menschen ziehen will. Der nicht nach Verdienst geachtete

nützliche Landbebauer ist ihm unendlich werther, als der, ohne Verdienst, sich an Ehre und eingebildeten Vorzügen labende Bettler!

Zu 12, 10.

Eine Anmahnung zur Billigkeit und Gefühl für das Vieh. Der gute Mensch unterscheidet sich auch dadurch von dem schlechten, daß er billig und gütig gegen das arbeitende, willige Vieh ist. Nicht sowohl sein Vortheil gibt ihm diese Gutheit ein, sondern sein Gefühl von Billigkeit, und der Rückblick an das Wohlbefinden, was der Schöpfer ihm durch die niedere Klasse unvernünftiger, dienender Geschöpfe gewährt, deren Wohlfeyn zu befördern er wiederum für seine Pflicht halten muß. So wie er sich des Vortheils, Wohlstandes und Glücks freuet; so das Vieh des Futters, und der nicht übertriebenen Arbeit. Durch Billigkeit und Schonung hilft er also das Wohlfeyn der Geschöpfe fördern, und ahmt darin dem Weltregier nach, der das Glück aller Geschöpfe will. Der Hatzherzige hingegen hat entweder gar keinen Sinn für Billigkeit und Mitleiden, oder er ist selbst im Mitleidergrausam. Sein Mitleiden ist entweder von der Art, daß es äußerst beleidigt, oder ein gewisser minderer Grad von Grausamkeit heißt bey ihm schon Mitleiden.

Zu 13, 12.

Dies ist eine Beobachtung, die täglich gemacht wird, und so eng mit der Natur des Menschen verbunden ist, daß er ohne diese Aeußerung seines Wesens schwerlich ein glücklicher Mensch seyn könnte. Für ein endliches Geschöpf ist es die größte Wohlthat, nicam Ziele zu seyn, sondern immer nach einem Ziele zu streben zu müssen,

müssen, das man noch nicht selbst, sondern nur den Weg dazu sieht. Ein ewiges Harren ist der Stempel der Unvollkommenheit, aber bey dieser Unvollkommenheit eine starke Feder, welche die Kraft des Menschen spannt, daß er nicht muthlos niedersinkt, oder bey voller Lebenskraft verwelkt. Wo nichts weiter zu hoffen ist, da ist weiter kein Grund zur Thätigkeit und zum Fortdauern. Ohne Hoffnung würde sich der Mensch in einem Punct der Ruhe befinden, die bald Ueberdruß und Zernichtung zur Folge haben müßte. So weit sich also eine Aussicht für die Fortdauer des Menschen, als Individuum dieser Gattung von Geschöpfen, fassen läßt; so weit sieht man auch die Hoffnung als eine natürliche Begleiterin seines Daseyns neben ihm her gehen und sein Glück machen. In dieser unermesslichen Weite des Harrens müssen aber doch Haltungspuncte seyn, woran die Hoffnung ein wenig ausruht, ehe sie ihre große Bahn weiter fortläuft. Diese sucht sich der Mensch bald in der Nähe auf. Er hofft zunächst das, wozu eine Wahrscheinlichkeit ist, und glaubt ihr bald begegnen zu können. Die Hoffnung weilt, und das Herz des Menschen wird beflommen, weil er bis zu ihrem Anblicke eine leere durchwandert, die so gut wie gar kein Genuß des Daseyns für ihn zu seyn scheint. Unvermerkt freut er sich aber auf diese Weise seines Daseyns am besten, denn er genießt es allerdings, so wenig er es auch gestehen will: nur ist das Bild der Zukunft immer lachender, als das der Gegenwart; und wenn er gleich jeden gegenwärtigen Augenblick wirklich genießt, so labt ihn doch die Phantasie von der freudigen kommenden Wirklichkeit noch mehr! Sie erscheint; allein die Freude ist schon nicht ganz mehr ohne Beymischung von Mißbehagen; nicht mehr so rein, wie sie in der Phantasie existirte. Ein neues Bild der Hoffnung geht ihm auf, und so wech-

seit das ewige Harren bis ans Ende seiner ersten Bestimmung, und wird ihm noch über das Grab hinaus begleiten, wenn anders nicht seine ganze Natur verändert wird.

Zu 13, 24.

Eine Anweisung zur Kinderzucht, worin der Hauptgedanke liegt: man muß seine Kinder nicht verzärteln, sondern auch zuweilen harte Mittel zu ihrer Bildung und Besserung anwenden. Nach der neuern Pädagogik ist die Ruthe überflüssig und verwerflich; eine Marine, die man wohl hauptsächlich der ehemahligen unvernünftigen, slavischen Erziehung durch Prügel, hat entgegen setzen wollen. Es bedarf auch eben keiner weitläufigen Untersuchung: ob Kinder, die so weit zu Verstande gekommen sind, daß sie sich durch Vorstellungen und Principien regieren lassen können, oder mit einem Worte, die das Gewicht und die Wahrheit einer Vorstellung fassen können, noch weiter durch empfindliche Strafinstrumente zur Folgsamkeit und echten Moralität gezwungen werden sollen? Die Ungereimtheit und der Mißgriff in der Erziehungskunst für diesen Fall ist offenbar, so bald man auf die Natur des Menschen, und das Princip der Moralität in ihm Rücksicht nimt. Das Princip seiner Handlungen ist sein Wille. Nun muß ich mir aber den Menschen ganz als gröbere Materie denken, wenn ich durch eine empfindbare äußere körperliche Sensation den echten Zweck sittlicher Bildung erreichen will, den ich nur durch Lenkung und Besserung des Willens erhalten kann. Ein Kind, das größtentheils schon mit Verstand und Ueberlegung handelt, kann durch Ruthe und Stock freylich zu einer Scheu gebracht werden, eine ein Mahl begangene Handlung, die Schläge
zur

zur Folge gehabt hat, nicht zum zweyten Mahle zur Ursache einer gewaltsamen Behandlung zu machen, also zur äußern Legalität seiner Handlungen gezwungen werden; allein die Begierde, sie zu begehen, bleibt noch eben so stark, und eine Art sie zu verheimlichen, wird leicht gefunden, verstellt aber eben hiedurch den geraden Character. Ist sonach der Wille und Character des Kindes dem Zweck gemäß gebessert? Vorstellungen nach Grundsätzen also, Mahnung und Abmahnung mit Anwendung aller Mittel, die den Willen bessern, und den Menschen zu der Achtung gegen das innere Gesetz der Heiligkeit stimmen, sind die einzig echten Maximen, wodurch die absolute Vollkommenheit des Menschen, und sein sittlicher Werth bewirkt werden, welches der Zweck aller vernünftigen Erziehung und Bildung des Menschen bleiben muß. Denn Moralität der Handlungen findet ohne Gefühl der selbstthätigen Willkühr oder ohne Freiheit schlechterdings nicht Statt. Durch alle Zwangsmittel wird aber die Willkühr der körperlichen Kräfte eingeschränkt, mithin eine Handlung bewirkt, die ganz wider den Willen des Menschen seyn kann. Das äußere Gesetz ist zwar damit zufrieden, daß der Mensch so handle, wie es vorschreibt, ohne sich darum zu bekümmern, wie er sey; die moralische Erziehung des Menschen will aber, daß er so sey, damit er so handle.

Wenn nun aber auch durch Zwang nicht unmittelbar und gerade zu sittlich gute Gesinnungen oder ein guter Wille, sondern nur legale Handlungen bewirkt werden, so ist es doch nicht zu läugnen, daß sie mittelbarer Weise einen großen Einfluß auf die Moralität des Menschen haben können. Eine und eben dieselbe Handlung kann eines Theils in eigener vernünftiger Wahl und Willkühr, andern Theils in äußerlichen Antrieben des Zwangs ihren Grund haben, und in so fern ist demjenigen

nigen guten Verhalten, an dessen Hervorbringung die Gewalt einigen Antheil hat, darum nicht aller moralische Werth abzusprechen; besonders wenn ich mir den Menschen im Großen doch immer höchst sinnlich denken muß, dessen Sinnlichkeit durch Zwang leichter und plößlicher besiegt wird, als durch Vergegenwärtigung seiner moralischen Natur. Wenn nun die Erfahrung lehrt, daß der Mensch das Angenehme oder Unangenehme einer Vorstellung auf andre, welche oft und lange damit verbunden waren, so zu übertragen pflegt, als wenn es diesen eigenthümlich anhinge; so läßt es sich auch sehr gut denken, daß ein Mensch oder besonders ein Kind, welches eine böse Handlung anfangs nur wegen der ihm um derselben willen zugefügten, oder doch gedrohten, und in der Ferne gezeigten Strafe, meiden lernte, und auch in der Folge als etwas böses und verwerfliches anzusehen gewohnt wurde, es endlich vergißt, daß es den gedachten Fehler zuerst bloß um der willführlich damit verbundenen Strafsübel willen verabscheuete; daß also durch eine lange Gewohnheit auf diese Art die Idee und das Gefühl des Strafbaren mit der Vorstellung der unerlaubten Handlung selbst immer mehr zusammen fließt. Je mehr aber dieses geschieht, je mehr der Mensch das Verbotene um sein selbst willen verabscheuen lernt, desto freyer wird seine Handlungsart, desto mehr nähert er sich der moralischen Güte, also dem Zweck der ganzen Bildung. In so fern also die oftmahlige Unterlassung einer Handlung aus Zwang den Menschen an eine gute Handlungsart gewöhnt, sie mit der Zeit um ihrer selbst willen schätzen und lieben lehrt, und ihn endlich zur freyen Wahl derselben stimmt; in so fern dürfte der mittelbare gute Einfluß der Zwangsmittel selbst bey einer moralischen Erziehung wohl einleuchten und offenbar seyn.

Allzu harte und allzu häufige Zwangsmittel oder Strafen aber, sind bey der moralischen Bildung gefühlvoller Menschen durchaus verwerflich. Dieß alles specieller auf unsern Fall angewandt, so bleiben Stock und Ruthe nur noch, wie zur Zeit unserer Gnome, ein Mittel zur Erziehung bey unaufgeklärten, mehr nach Instinkt als Vernunft handelnden, oder der Ueberlegung noch unfähigen Menschen, d. h. theils bey der untersten Classe von Menschen in polizirten Staaten unserer Zeit, theils bey ganzen noch rohen Nationen, theils bey unartigen Kindern, die durch eine empfindliche Anregung der Sinne erst zur Ueberlegung gereizt und gewöhnt werden müssen. Da wo Schläge allgemein herrschen, werden die Gemüther zur sklavischen Furcht nieder gedrückt, und bleiben für jedes edlere Motiv unempfindlich. Es bildet sich ein sklavischer, niedriger Sinn, der zu Lücken und heimlichen Lastern desto aufgelegter ist, je mehr sich der Mensch nun ein Mahl durch Schimpf und Schläge unter sich selbst erniedrigt fühlt, je mehr er außer Stand gesetzt wird, Achtung für sich selbst zu haben, wie z. E. bey den Russen und den Asiaten, die in einem sklavischen Despotismus gehalten werden. *De Tott Memoires sur les Turcs et les Tartares II. Part. p. 16. seqq.* Selbst aber auch bey der Education der Kinder darf die Ruthe wohl nur bey solchen als ein Bildungsmittel empfohlen werden, die sehr früh eine Unart zeigen, und die Kraft einer Vorstellung noch nicht fassen können. So wie der Eigensinn, Widerwille, Trotz u. s. w. von ihrer Seite Gefühle von Kraft sind, die aber so fort ohne Reaction ausarten, und ihrer Natur habituell werden können; so muß ihnen billig auf der Stelle eine andre Kraft, die sinnlich empfindbar wird, entgegen gestellt werden, um zu zeigen, daß der Starrsinn von einem andern bekämpft werden kann, bis man ihn selbst bekämpfen lernt. Eine Warnung und feyer-

feyerliche Ankündigung der Strafe muß aber durchaus voran gehen; so wie eine kalte vernunftmäßige Vorstellung über die Unart und die Strafe selbst ihr folgen.

Zu 14, 10.

Dies ist eine Bemerkung, die der Weise nur tief aus seiner Seele heben konnte. Es soll diese Grone nicht sowohl eine Regel seyn, den Kummer, wie die Freude, oft zu verschließen; sondern sie ist vielmehr das Resultat der Erfahrung eines gefühlvollen Mannes. Das Herz kennt seinen innern Kummer ganz, kann ihn also auch nur allein ganz fühlen. Die Aeußerungen des Kummers sind zwar manchemal wild, aber doch nur augenblicklich wild, und sein eigentlicher Character ist stille Verschlossenheit und Zieffinn. Wenn er sich aber gleich nicht in Worten ausläßt, so deutet doch das ganze Betragen, die Mine, das augenscheinliche Hinschwinden des Kummervollen die Stärke des Affectes an. Weiche gute Seelen wünschen ihm daher zu Hülfe zu kommen, und wollen die Last mit ihm theilen: allein die Seele des Bekümmerten kennt eigentlich ihren Kummer nur allein — daher denn die vielen vergeblichen Versuche zur Aufheiterung und Umstimmung. Es gibt Leute von flüchtigem Geist und raschem Urtheil, welche diesen Zustand des Kummervollen für Eigensinn oder Starrsinn zu halten geneigt sind. Diese haben entweder zu wenig Phantasie, um sich in die Seele eines Andern hinein zu denken, oder nur zu oberflächliche Begriffe von den Kräften und Aeußerungen der Seele, die nicht allenthalben so leicht Eindrücke aufnimmt und wieder verliert, als bey ihnen selbst; und so werden sie von einer dieser Ursachen zu einem lieblosen Urtheile gestimmt. Für sie muß es besonders eine Regel seyn, dem Kummervollen nicht zu nahe zu treten, weil sie seinen Gram

nur

nur vermehren würden, statt ihn zu verschrecken; oder wenn sie sich ihm nähern, eine sanfte Stimmung anzunehmen, womit sie den Kranken behandeln, denn als Kranker muß der Kummervolle stets betrachtet werden, der Grund seiner Krankheit liege im Körper allein, oder in der Harmonie zwischen Körper und Seele.

So ist es nun auch mit der Freude. Auch in die Freude darf sich kein Anderer mischen. Eine reine Freude kann das Subject nur allein haben, das den Ton der Freude angibt, oder die erste Veranlassung dazu hat. Andre nehmen Theil; dieß vermehrt die Freude oft, aber auch nur die Freude von einer gewissen Art. Andre nehmen Theil; dieß verbittert die Freude oft, weil sie zu viel Fremdartiges, Unlauteres mit hinein tragen, wofür der Andre gar keinen Sinn hat, und wobey ihm die Freude zum Ekel wird. Venedes hatte der Gnomiker vom Kummer und der Freude bemerkt, und darauf seinen Ausspruch gestützt.

Zu 14, 20.

So wie es noch jetzt ist, so war es schon zu Salomo's Zeit, und vielleicht noch früher. Ein betrübter Anblick bleibt es für den Sittensprecher und jeden braven Mann, wenn er sieht, daß der gesellige Mensch so ganz von Vorurtheilen und Privatvorteil regiert wird. Der Arme ist auch seinem Freund verhaßt! Also hat der gute Mann ohne Glanz und Vermögen auch nicht einen Freund, der ihn liebt, der seiner nicht überdrüssig würde? Die Erfahrung bestätigt es, daß dieß die gewöhnliche Lage der Sachen ist, und daß man Fälle fürs Gegentheil nur als Ausnahmen von der Regel betrachten muß. Der Freund verarmt, und man zieht sich zurück, entweder aus Furcht, einen Theil von dem Seinigen zur Unterstützung desselben verwenden zu müssen;

müssen; oder aus einer falschen Scham, der Freund eines Armen zu seyn. Auch gute Menschen können sich zuweilen nicht von den Vorurtheilen der Conuenienz loswinden. Der brave Character des Armen ist ihnen werth, sie schätzen ihn, und bemühen sich, ihm Erleichterung zu verschaffen; aber im Dunkeln kommt er ihnen am liebsten, und die Verwendung für ihn bleibt dauerhafter, wenn sie von Andern nicht bemerkt und getadelt wird.

Um den Reichen hergegen brängt sich Alles. Der äußere glanzvolle Schein, das Wohlleben, die Hoffnung, von ihm noch etwas zu erlangen, sind die Triebfedern, welche die Schwächen der Menschen hier ganz regieren, und sie zu ihm hin neigen. Ist der Reiche ein guter Mann, so ist diese Liebe zu ihm sehr rühmlich, sehr politisch: allein ist er ein schlechter Mensch, so begeht man einen doppelten Fehler gegen die Moral und Klugheit. Man gibt erstlich seinem eignen Character ein zwendeutiges Licht, wenn man auch gerade kein Schmeichler von ihm ist; zweitens beruhen die Hoffnungen von künftigem Privatvorteil, welche doch gewöhnlich zum Grunde liegen, auf einer ungereimten Voraussetzung. Nur der Genuß des Augenblicks ist die augenscheinliche Belohnung dieser Anhänglichkeit, und weil jener gewöhnlich nur auf Befriedigung der Sinnlichkeit geht, so bleibt es eine Belohnung, der sich ein moralisch weiser Mann schämen sollte.

Zu 14, 26.

Religion gewährt Sicherheit — sie bleibt die letzte Zuflucht in allen Lagen des Lebens. Eine sehr wahre Maxime, welche eine kurze Entwicklung verdient. Einer der Hauptüberzeugungsgründe von dem Daseyn Gottes und einer Vorsehung ist Streben
nach

nach der Würdigkeit zur Glückseligkeit und Verlangen nach Gott. Der gute, in die Einsamkeit hingestellte Mensch (und einsam ist er oft auch in dem größten Gewühl des Erdenlebens) blickt rund um sich her; ob denn keiner mehr sein Daseyn beherzigt, da er wie verlassen scheint; ob denn keiner die echten Triebfedern seiner Handlungen ganz erkennt, da sie die Welt verkennt; ob denn keiner weiter sein ganzes Betragen, sein Seufzen vernimmt, als nur er allein? Mit einem Worte: ob kein Zweck seines Daseyns und die Ursach desselben noch irgend wo anders und außer ihm existirt? Würde nicht ein innerer Sinn, das Verlangen nach dieser ersten Ursache, ihn augenblicklich ganz überzeugen, sondern müßte er die Ueberzeugung durchaus von der klaren Vernunft, unabhängig von einer subjectiven Nothwendigkeit, die sein Wohlfeyn zum Grunde hat, unabhängig von höhern Versicherungen, denen er trauet, erwarten, so würde er schon verzagen; denn wo kein Zweck, keine vernünftige Ursache des Zwecks, die gar nicht davon getrennt werden kann, waltet, da ist Muthlosigkeit und Verdruf über das ewige Wanken der Ungewißheit das endliche Resultat aller Ueberlegung. Dieser Verwirrung und Verzweiflung zu steuern, ist nun von der Vorsehung die wohlthätige Einrichtung getroffen: daß Glaube an das Daseyn Gottes und an seine Vorsehung (worin alle andre Veranstellungen zum Glück des Menschen mit begriffen werden) zwey Bedürfnisse oder subjective Nothwendigkeiten der menschlichen Seele sind, die wir schlechterdings mit zu ihrer Natur rechnen müssen, welche durch die höchste Skepsis und Sophistery wohl eine Zeit lang, aber nie die ganze Periode seines irdischen Daseyns hindurch, aus derselben verwischt werden können. Sie sind also der starke Pfeiler, woran sich das ganze Leben des Menschen hält, die starke Feder, welche das Werk
 Is seiner

seiner Handlungen und seines vergnügten Daseyns immer wieder spannt, wenn die Räder abgelaufen zu seyn scheinen. Religion macht also den Menschen sicher, und der Gedanke an Gott so groß, daß er in Millionen von Theilen getheilt werden kann, wird auf eine eben so vielfache Weise, als sich Theile gedenken lassen, Haltung und Zuflucht und Trost für Millionen, die zurück oder vorwärts blicken, und in die unzähligen Lagen gerathen, worin sie über sich und Andre nachdenken müssen. Religion gibt Muth und Standhaftigkeit, die nach den Verhältnissen der Natur der Subjecte, und nach den Begriffen von Religion selbst, wohlthätig oder übelthätig wirken können. Religiöse Enthusiasten haben die erstaunlichsten Zeichen von Tapferkeit und Muth gegeben, und ganze Nationen werden noch von den Begriffen ihrer Religion bey Tausenden zu unbesonnenen Märtyrern, wenn es der Wahn ihrer Priester gebietet. Aber das feste Vertrauen auf Vorsehung sichert auch die Tugend, wenn sie von Uebelgefinnten als ein Hirngespinnst vorgestellt wird, und ist die einzige Festung, worin ein Märtyrer der Tugend bis ans Ende ausdauern kann; denn wenn sie ihn auch hier nicht das Uebermaß eines frohen Daseyns mächtig fühlen läßt, so wird doch die Vorsehung das Streben nach absoluter Vollkommenheit für die Totalität seiner Existenz berechnet haben, und die Summe seines Daseyns sich in angenehme Gefühle auflösen.

Zu 14, 29.

Es ist dem Menschen natürlich, daß er bey den ersten Eindrücken sich auf irgend eine Art äußert. Die Aeußerung ist aber da am stärksten, wo die Eindrücke am neuesten und stärksten sind, weil in dem

dem Augenblicke kein gehöriges Gleichgewicht zwischen Impression und Ordnung der Impression oder Ueberlegung Statt findet. Kann der Mensch aber auch einen starken Eindruck mildern oder mäßigen, so zeigt dieß eine Ueberlegenheit seines Verstandes an, und wenn er bey Beleidigungen nachsichtig ist, so hält man es billig für ein Zeichen von großer Besinnlichkeit und Verstand. Der Unbesinnliche wird gleich auffahren, und dadurch erstaunende Blicke seiner Schwachheit geben. Die Gesetze, welche die Natur des Menschen zur Grundlage haben, nehmen auf die Stärke des Eindrucks Rücksicht, und bieten eine Erlassung oder Milderung der Strafe bey der Beleidigung propter iustum dolorem an. Der Moralist, welcher nicht strafen kann und will, sondern mehr das Recht und Unrecht bis zur Schicklichkeit und Unschicklichkeit zeigt, muß hingegen den Menschen durch Maximen sicher zu stellen suchen, daß er nicht in solche Uebereilungen verfalle, und Schwächen zeigt, deren er sich bey ruhiger Ueberlegung schämen wird. Nachsicht und Uebersehung bey einer Beleidigung bis auf den Punct, wo der Andre der kalten Ueberlegung folgt, wird ihm den Nahmen des weisen, schonenden Mannes erwerben; aufbrausender Zorn und Hestigkeit wird ihn oft lächerlich machen.

Zu 14, 31.

Wer den Armen drückt, kann gewissermaßen als ein Mensch angesehen werden, der in dem Bahn steht, der Arme sey selbst von dem Schöpfer dazu bestimmt, der Verachtete und Geplagte zu seyn. Eine Idee, die den Schöpfer entehrt, und seinem Plane eine dunkle Farbe gibt, da er doch einzig dahin geht, so viel Glück, als möglich, über alle Geschöpfe

zu verbreiten. Der Arme sieht oft nicht ein, warum er gerade in einer solchen Verbindung auf die Welt treten mußte, daß er von allen Mitteln entblößt, augenscheinlich ein Subject der größten Hilfsbedürftigkeit wird. Andre, die mit ihm leben, sehen es ebenfalls nicht weiter ein, als daß es eine Folge von der Stufenwelt zu seyn scheint, worin nicht alle in gleicher Lage seyn können; daß selbst auch im völligen Naturzustande, und bey völliger Gleichheit der Güter, doch die Vorzüge des Einen vor dem Andern bald sichtbar werden müssen; daß also eine Identität der Subjecte unmöglich ist, und für diesen Standpunct Unvollkommenheit heißen würde. Allein, wenn diese Andern gute Menschen sind und Religion haben, so werden sie sich bald davon überzeugen, daß die Bestimmung des Armen nicht Dual und Unglück seyn soll. Es ergeht daher so fort eine Aufforderung ihrer moralischen Natur an sie, wenn sie begütert und geehrt sind, also in einem glücklichen Verhältnisse mit der Welt stehen, ihre Kräfte zu verwenden, um dem Dürftigen eine bequemere Lage zu verschaffen. Es sind ja in dem armen Subject nicht minder alle Anlagen zum Glück als bey Andern, und nur die Verbindungen, in denen er mit der Gesellschaft vom Ursprunge seines Daseyns gestanden ist, oder in die er durch den Wechsel der Dinge gerieth, sind Ursache seiner Hilfsbedürftigkeit. (Es versteht sich, daß hier immer nur von dem würdigen Armen die Rede ist.)

Die Theodicee des Schöpfers der Stufenwelt aber ist bey dem großen Contrast des irdischen Wohls zweyer Individuen schon gefunden, wenn man in jedem Individuo die Anlagen zum glücklichen Daseyn wahrnimmt. Der minder Glückliche scheint daher mit diesen Anlagen nun ferner seinen Nebenmenschen überlassen zu seyn, deren Werk es jest werden kann, ob er glücklich seyn soll,
oder

oder nicht? Der ehrt also den Schöpfer und versteht seinen Wink, welcher hinzu tritt und dem Armen aufhülft. Er zeigt sich als ein sichtbares Werk der Vorsehung, wenn er für sein Glück arbeitet, und mag jener dabey immer noch arm und dürstig heißen, (denn alle auf eine gleiche Stufe des Wohlseyns stellen wollen, hieße den Plan des Schöpfers verkennen) so kommt es doch hier bloß darauf an, ob der Dürstige eine Last und Qual seines Zustandes fühlt, oder ob er sich seines Daseyns freuet? Dieß letzte zu bewürken, kann man eigentlich nur zur Pflicht rechnen, und die Vorsehung hat dafür bey dem Dürstigen gesorgt, daß es leicht zu bewürken steht. Wird er bey aller Mühe nur schwer oder gar nicht auf diesen Punct zu bringen seyn, so darf man schon annehmen, daß nicht bloß ein äußeres Verhältniß, sondern eine Verstimmung der Seele, ein verdrehter Character, die Ursach seines Schicksals sey. Dieß verdankt er sich also selbst, und so braucht der Nebenmensch weiter keinen Beruf zu fühlen, Wohlwollen und Kräfte an ihm zu verschwenden. Erst thue er das Seinige zu seinem Glück, dann erwarte er auch die Hülfe Anderer. Hält er sich aber selbst für zu unwürdig, eine Verbesserung mit sich vorzunehmen, wie kann er denn billig das Mitleiden, die Verwendung und Hülfe Anderer erwarten? So schön und herzerhebend es also auch für den Menschen ist, nur einen Schatten von dem Urbilde der Glückseligkeit zu werfen, (und zu dieser Aehnlichkeit erhebt er sich durch durch Beglückung seiner Nebenmenschen) so unbillig und anmaßend sind auf der andern Seite die Ansprüche der unwürdigen Hülfbedürftigen, wenn sie unbeschränkt Beystand fordern, und nur zu bereit sind, über den Mangel desselben zu klagen; so ungerecht sind ferner die harten Urtheile Anderer, welche bey dem Anblick vieler Dürstigen in einer Societät, die wirklich elend scheinen, so fort die Schuld auf

die Vermögenden oder den Staat schieben. Erst untersuche man den Zustand der Armen, und forsche nach ihrem Character, ehe man urtheilt. Der Staat hat weiter keine Verpflichtung auf sich, als daß er Anstalt zum Verdienst der Armen macht, damit sie ihren Unterhalt verdienen können, wenn sie arbeiten wollen. Zwang muß dessen ungeachtet fern seyn, oder wenigstens mit der größten Behutsamkeit angewandt werden, wenn nicht Eingriffe in die Rechte der Freyheit jedes Menschen geschehen sollen. Ueberhaupt mag aber diese billige Voraussetzung zur Regel dienen: daß der gute Arme an allen Orten Mitleiden erregen und Hülfe finden wird!

Zu 14, 32.

Dem Lasterhaften ist der Tod gewöhnlich ein unerträglicher Gedanke; es sey nun dieß eine Folge des Gewissens und Glaubens an Vergeltung, welches ihm den Gedanken daran verbittert; oder es sey Verzweiflung, und Wunsch, so lange als möglich seine Lebensart fortzusetzen. Mitten im Gewühl seiner Thaten stürzt er nieder, und ist nicht mehr! — Der Tod kann also denen, die ihn überleben, nicht anders als gewaltsam scheinen. Dem Tugendhaften hingegen ist der Tod ein wohlthätiger Gedanke, entweder als Folge freudiger Aussichten in die Zukunft, für die Veredelung und absolute Vollkommenheit seines bessern Theils, der für die Ewigkeit lebt, oder als Wunsch nach Beendigung der Unvollkommenheit. In beyder Rücksicht bleibt er seine liebste Zuflucht; er eilt in die Arme des Todes, stirbt sanft und geruhig, und seine Freunde glauben mit ihm, er habe den Hafen gefunden, wonach er sich sehnte.

Zu 14, 34.

Es bleibt ungewiß, welcher Sinn dieser Gnome der echte ist; ob der, den die Uebersetzung nach dem gewöhnlichen hebräischen Text ausdrückt, oder der, welchen die Alexandriner angeben? Nach diesen heißt sie: **Tugend erhebt ein Volk; Sünde vermindert Nationen!** Der Gedanke ist unstreitig größer und stärker, daher mag sich denn auch diese Anmerkung bey jener Ungewißheit ein Mahl darnach richten. **Sicherer und dauerhafter Wohlstand einer Nation ruht nur auf Gerechtigkeit und Tugend.** Allgemein herrschendes Laster ist der **Kuin der Völker.** Wenn gleich Religionspötte den auffallenden Grundsatz aufgestellt haben, daß sich ein ganz tugendhafter Staat nicht halten würde, so ist doch noch weiter kein Beweis dafür, als daß er wirklich noch nie existirte, und wenn rund um ihn herum ein Gemische von Tugenden und Lastern ist, auch nicht wohl existiren kann. So lange also dieß Gemische allenthalben bleibt, und zur Unvollkommenheit des gegenwärtigen Zustandes zu gehören scheint, kann die Frage nur billig und vernünftig so aufgeworfen werden: wird sich ein mehr tugendhafter als lasterhafter Staat eher erhalten, oder umgekehrt? Und da spricht die Erfahrung für das Erste. Christliche Staaten enthalten im Ganzen immer mehr Gerechtigkeit und Tugend, als unchristliche; daher übertreffen jene auch diese an Stärke und Macht, an Ausbildung und Erfindung &c. Ferner darf man nur auf die Staaten der Römer und Griechen und ihre Zertrümmerung, so wie auf andre gewaltsame Revolutionen unter Nationen, die lange geblüht hatten, hinblicken, so wird man die Wahrheit bestätigt finden, daß sie sich ihrem Kuin näherten, wenn das Laster und seine Begleiterinnen, Luxus und Weichlichkeit, überhand nehmen. Die Veranlassung zu dieser Erscheinung liegt am Tage. Wo

Gerechtigkeit, Treue und Redlichkeit ein Mahl wankend gemacht sind, da ist schon das Band zerrissen, was die Societät zusammen hält. Die Pflichten des Bürgers, des Soldaten und des Magistrats ruhen nicht mehr auf Recht und Billigkeit, sondern sind ein Gewebe der Con-vention, wodurchman leicht hindurch fahren zu können glaubt, wenn es das Privatinteresse so will. Dieses kommt allenthalben in Collision, wo man mit Ränken und Ueberlistung umgeben ist, und nicht mehr auf Ehrlichkeit bauen kann; wo Weichlichkeit und die Menge von erkünstelten Bedürfnissen, welche dadurch vermehrt worden sind, das ganze Leben des Menschen beschäftigen, und ihm alle gerechte und ungerechte Mittel aufsuchen lehren, um sie zu befriedigen; wo die Ungerechtigkeit und Verletzung der Tugend von den obern Ständen bis zu den niedrigsten herunter läuft, und diesen nun auch treulos zu handeln heißt, um sich einiger Massen schadlos zu halten. Trifft ein Feind die Nation in diesem Zustande, so findet er so wenig Körperstärke als politische Stärke mehr. Alles ist in Unordnung und ohne Haltung. Was die Gewalt nicht auszurichten vermag, vermögen Bestechungen, und ein gut Theil der entnervten Nation selbst wünscht lieber einen kraftvollen, braven Haufen zum Oberherrn zu haben, als unter einer weichlichen Herrschaft zu stehen, die sich zur Befriedigung ihrer Ueppigkeit alle Mittel erlaubt, und in Lastern schwelgt. Der rohere oder doch noch besser geartete Feind verschlingt den entnervten Staat, und bringt so eine verwelkte Race von Menschen wieder zu ihrem natürlicheren Zustande zurück, oder rotzet sie mit der Wurzel von dem Erdboden aus.

Zu 15, 2.

Ein Hauptgedanke jeder Religion ist der Gedanke an Vorsehung, der auch nicht wohl von dem Begriff der Gott-

Gottheit, so bald sie als Welterschöpfer gedacht wird, (und dieß ist der einzig wahre) getrennt werden kann. In den alten Sprachen und bey alten Völkern wird er mehr durch Allwissenheit ausgedrückt, mit welcher er auch in einander fließt. Er verbreitet eine wohlthätige Wärme über das ganze Daseyn des Menschen, und ist ihm zu seiner Beruhigung und Sicherheit schlechterdings nothwendig. Der Mensch muß wissen, daß der Lauf seines Schicksals kein Ball des Zufalls ist, wenn er bey dem ewigen Wechsel desselben, den er nicht verschuldet hat, ruhig bleiben soll; denn der Gedanke an Nothwendigkeit, worunter er seinen Nacken beugen muß, schützt ihn noch nicht vor Verzweiflung und Zerstörung seiner selbst, sondern führt sie noch eher herbey, wenn er zeigen will, daß er auch der Nothwendigkeit durch seine Freyheit (beydes ein unauflösbares Gewebe, welches der endliche Geist nicht zu trennen vermag) trogen kann. Der Mensch muß einen Zeugen seiner Handlungen haben, wenn er sich zu großen Handlungen erheben soll, die langwierig sind und Kraftaufwand erfordern, und von denen er die Wahrscheinlichkeit schon voraus sieht, daß sie die Welt gar nicht anerkennen, oder doch ihren Werth verkennen wird, wie z. E. das Beginnen ohne Endschafft; Plane, deren Früchte die Nachkommenschaft erst genießen wird, ohne zu wissen, wer der Urheber ist. Was kann ihn je bestimmen, auf einer wüsten Insel täglich mit der größten Anstrengung einen Stein zu wälzen, wenn keiner weiter ein Bewußtseyn davon hat, als er selbst, und kein Zweck dabey waltet? Aber dennoch entschließt sich der Mensch täglich zu mühseligen Unternehmungen dieser Art in der Gesellschaft, so bald er nur weiß, daß die Entfagung seines eignen Nutzens, und oft das fruchtlose, von der Welt verhinderte Bestreben zum Guten, als ein Depositum in den

Händen der Vorsehung niedergelegt bleibt, und von ihr nach seinem ganzen Werthe anerkannt wird. Allwissende Vorsehung gewährt ihm also den Gedanken des Zuschauens bey allem, was er unternimmt, und läßt ihn nie matt werden. Was könnte aber wohl, auch bey dem besten Menschen, die Ermattung hindern, wenn oft mit den besten Absichten ein Anschlag gefaßt, eine That unternommen wird, deren Erfolg, wider alle wahrscheinliche Vermuthung, auf keine Weise in die Harmonie des Menschenglücks gebracht werden kann? Ausgemacht ist es, daß eine gute Absicht oft eine üble Folge hat, daher verkannt werden muß, und nie ihr klares Licht gewinnen kann. Solche Handlungen, die in ihren Folgen ihres Zwecks ganz verfehlen, scheinen dadurch wie aus der Reihe der Dinge gehoben, und für die Welt verlohren zu seyn. Wo bleibt hier die Beruhigung, und die Triebfeder für die Zukunft, wenn mir nicht der Gedanke lebhaft vorschwebt: der Einzige sieht und weiß es doch, muß es doch so veranstaltet haben, für dessen großen Plan du auch eine Linie ziehen wolltest, sie mag nun unter Menschen mißrathen und kenntbar werden, oder geslingen und nicht kenntbar werden.

Eben so nothwendig ist ihm die allwissende Vorsehung zur Sicherheit durchs ganze Leben. Fast allenthalben mit Kräften umgeben, die stärker sind, als die Kraft des Menschen, und ihn alle Augenblicke zerrümmern könnten, kann Kleinmuth, Furchtsamkeit und Verzagtheit nur dadurch verschleucht werden, daß ich mir alle die ungeheuren Kräfte unter der Lenkung der größten Kraft, die immer agirt, denke, welche zugleich meine Individualität beherzigt. Dieser Gedanke ist dem Menschen auch so natürlich, daß er nie lebhafter von der allwissenden Vorsehung überzeugt wird, als wenn er einer gewissen Gefahr, die er voraus sah, ohne sein

sein Zuthun entgeht, oder schon entgangen ist, wenn er sie erblickt. Leute, die im Getümmel der Welt des Gedankens der Vorsehung längst entwöhnt waren, sind durch die glücklichen Ausgänge aus der Gefahr so erschüttert worden, daß sie die höhere Aufsicht auf die kleinsten Schicksale der Menschen nie wieder aus den Augen verlohren.

Muth und Standhaftigkeit kann ferner nur in schwacher Bedeutung existiren, oder wird wohl gar ein leerer Schall, wo der Glaube an eine allwissende Vorsehung fehlt. Der Mensch, ganz allein der Erhalter seines Daseyns, muß mit Aengstlichkeit jede Unternehmung scheuen, wobey nur eine muthmaßliche Gefahr ist, und diese kann doch fast von keiner Handlung getrennt werden, die mehr als gemein und gewöhnlich heißt. Je specieller die Vorsehung, desto größer der Muth und die Standhaftigkeit; (wie im Muhammedanismus, wo sie nur gar zu sinnlich ist) je heiliger und reiner das Urprincip der speciellen Vorsehung, desto größer die Scheu vor Unheiligkeit und Laster, desto ausgemachter sie der letzte Damm, welcher der Unsittlichkeit noch entgegen gestellt werden kann.

Der gute Mensch braucht sich aber nicht irre machen zu lassen, wenn Philosophen sich über allgemeine oder besondere Vorsehung streiten. Der Streit liegt eigentlich außer der Sphäre des Bedingten, und bedingt macht ihn der Mensch, so bald er ihn als einen Gegenstand seiner klaren Einsicht beurtheilen will, also schon aus seinem Centro verrückt hat. Die Art der Vorsehung ist ihm nicht klar erkennbar, so wenig ihm der Zusammenhang des Bedingten mit dem Unbedingten, des Endlichen mit dem Unendlichen erkennbar ist. Eine Eigenthümlichkeit seines Denkvermögens bleibt es dessen ungeachtet, keine Folge ohne Ursach, keine Dauer ohne Princip der Dauer anzunehm-

zunehmen, und darnach schließt er. Die Wahrscheinlichkeit wird ihm aber in metaphysischen Begriffen Gewißheit, weil er weiter keinen Maßstab der vollkommensten Ueberzeugung hat, so bald sich das Object der Untersuchung in die Geisterwelt verliert. Nimt er aber ein Mahl die Wahrscheinlichkeit so groß an, daß alle Menschen sie so erkennen müssen, und sich darnach richten können, so gesteht er im Grunde schon die Gewißheit zu, weil alle Menschen keine andre als menschliche Erkenntniß haben. Und wenn selbst diese größte Wahrscheinlichkeit nur auf einer allgemeinen Empfindung beruhete, so wird dadurch der Grad der Gewißheit nicht minder, denn Empfindung aller Menschen führt ebenfalls die größte Gewißheit für den Menschen als Menschen mit sich, weil er von den Vorstellungen anderer Wesen, die davon abweichen könnten, nichts weiß, mithin kein weiteres Feld des Nachdenkens offen sieht.

Wenn aber die Vertheidiger einer allgemeinen Vorsehung die besondere läugnen wollen, so heißt dieß nichts weiter, als den Begriff der größten, unbeschränkten Kraft des größten unbegrenzten Verstandes, nach dem Maßstabe des höchst beschränkten Verstandes, der theilweise denkt, messen wollen. Aufsicht aufs Kleine und Große sind keine Ausdrücke, die bey der Schätzung des höchsten Verstandes von Gewicht seyn können, weil diese Begriffe, aus Vergleichung von Theilen entstanden, in ihm nicht Statt finden. Da, wo sich das Ganze wie in einem Spiegel abdrückt, ist reine Anschauung ohne Wahrnehmung von Theilen. Man muß also entweder Vorsehung des Allgemeinen und Besonderen annehmen, oder die Vorsehung ganz läugnen, wenn man consequent seyn will. In dem letzten Falle behauptet man doch nur etwas ohne Grund; bey der Annahme der allgemeinen Providenz und Läugnung der besondern, scheint man aber eine wahre Ungereimtheit zu begehen.

Zu 16, 1.

Der kurzfristige Mensch hat manche Wünsche und Anschläge, die nicht zu seinem eigentlichen Wohl dienen. Immer eingedenk, daß er nur einen Theil übersieht, und oft sehr falsch sieht, soll er eigentlich jeden Wunsch in die Hände der Vorsehung niederlegen und nur von ihr sein Schicksal erwarten. Sie übersieht und regiert das Ganze, wird also das Wohl des Individui am besten beherzigen, und ihm zu Theil werden lassen, was sich in die Harmonie seines ganzen Glücks paßt. Nun könnte es freylich scheinen, daß die Vorsehung Jedem sein bescheidenes Theil ohne Gebet und Bitte gewähren werde, daß also alles Gebet überflüssig sey; allein wenn der Mensch ein Mahl seine Abhängigkeit von dem Weltregierer anerkennt, und eine gänzliche Hingabe sich zur Pflicht gemacht hat, so ist es auch nichts weniger als gleichgültig für ihn, ob er durch ein Gebet und Bitte demselben seine Abhängigkeit feyerlich und lebhaft zu erkennen gibt; seinen Wunsch voll Gefühl der Hingabe und des Zutrauens entdeckt oder nicht. Wahrscheinlich muß es ihm wenigstens zum voraus scheinen, daß die Gewährung manches Wunsches in dem Plan des Weltregierers an dieses deutliche Bekenntniß seiner Abhängigkeit genau geknüpft seyn könnte; daß also dieß bestimmte Gute mit der Bitte darum in dem genauesten Zusammenhang stände. Augenscheinlich ist es ihm ferner nach den Principien seines Denkvermögens, daß eine gänzliche Gleichgültigkeit und Unbesorgtheit für das, was ihm begegnen wird, etwas Maschinenartiges an sich habe, welches mit der Action eines vernünftigen Geschöpfs nicht gut in Uebereinstimmung gebracht werden kann. Er fühlt es täglich, daß er mit den Kräften ausgerüstet ist, sein Glück größtentheils selbst zu machen: wie, wenn auch diese bestimmte Bemühung für dasselbe durch Gebet,
eine

eine Bedingung wäre, die voraus gesetzt wird, ehe jene höhere Kraft die seinige unterstützen kann? Da ferner das Gebet ein Ruf der Natur ist, den sie jedem guten Menschen bald merken läßt, so wird es schon eine Pflicht für ihn, wenn er bloßen Naturgesetzen folgt. Wird es aber noch oben drein positiv von Gott empfohlen, so wird er sich keinen Augenblick bedenken, ein Zutrauen in diese Mittheilung an Gott zu setzen. Allein da dieses Zutrauen zu unbegrenzt werden kann, und da der Mensch nur zu geneigt ist, sicher auf die Erfüllung dessen zu hoffen, was der Wunsch für sein Glück heischt, so hat es die systematische Theologie für dienlich gehalten, einen Unterschied zwischen Gebet und Bitte zu machen. Das Gebet hat keine Grenzen, denn wer kann meinem Bedürfniß Grenzen setzen, und mir durch irgend eine Beschränkung die Freiheit nehmen, mich so oft und auf so vielfache Weise Gott zu nahen, als ich will? Nur bey der Bitte sey der Mensch immer eingedenk, daß, wenn sie ihm nicht gewährt wird, die Gewährung seinem wahren Glücke zuwider war, und ihm nur heilsam schien. Er sey also vernünftig, und bitte immer mit Resignation und Ergebung in den Willen dessen, der das Ganze übersteht und regiert. Die Besonnenheit wird ihm diese Maxime schon eingeben, denn nichts ist niederschlagender, als eine fehlgeschlagene Hoffnung. Die Erfüllung einer Erwartung aber von Gott verlangen wollen, ist Anmaßung und Trotz bey einem beschränkten Geschöpf.

Zu 16, 4.

Ein großer Zweck muß bey der Schöpfung gewaltet haben, den der Mensch wohl nicht ganz zu erreichen vermag, zu seiner Beruhigung aber doch sich in Harmonie verlieren sieht — Daseyn und Glück so vieler

vieler empfindender Wesen, als nur möglich war. Wo er also auch eine Disharmonie zu entdecken glaubt, da muß er dessen ungeachtet schließen, daß sie mit dazu dient, den großen Accord zu bilden, der das Ziel der Schöpfung ist. Uebel und Noth ist in der Welt; dieß kann keiner läugnen, wer nicht sein Gefühl verläugnen will: allein wie löst es sich schon sichtbar auf, und wie wird es sich noch weiter zum allgemeinen Glück auflösen? Der Lasterhafte wird bestraft, und scheint dadurch unglücklich: allein wie wird sich seine Strafe zum Glück für ihn auflösen, und ihn dem Ziel der Schöpfung näher bringen? Auch er dient dazu, die Harmonie zu füllen, die doch endlich auch für ihn mehr oder minder das werden wird, was sie Andern ist! Denn nur seiner selbst wegen kann er gestraft werden, weil der ohnmächtige Mensch das unendlich vollkommene Wesen nicht zu beleidigen vermag. Vermag es denn ein Sträubchen, sich der Sonne zu nähern, und sie zu verdunkeln? Nur zu seinem Besten kann er gestraft werden, in so fern Ahndung oder Rache des beleidigten vollkommensten Wesens, ein ungeheurer, abscheulicher Begriff ist, vor dem der gute Mensch beben würde, wenn er wahr wäre; denn was könnte dieses selbstsüchtige, allmächtige Wesen abhalten, mich wie eine Seifenblase zu zernichten, wie es mich zur Seifenblase hinbließ, wenn es sich beleidigt glaubte, und Rache üben wollte?

Zu 16, 12.

Τὸνεκα γὰρ βασιλεὺς ἐχέφρονες, ἔνεκα λαοῖς
βλαπτομένοις ἀγυρῆφι μετατροπῆ ἐργα τελευσι.

HESIOD.

Wenn Könige weise sind, so werden sie sich hüten, nur einen Anschein zur Ungerechtigkeit zu geben. Ihr Beyspiel rächt sich sonst an ihnen selbst am fürchterlichsten,

sten, weil ihr ganzer Stand, Glanz und Macht nur auf der Basis von Gerechtigkeit ruht. Wo das Volk den Sinn für Treue, Recht, und Tugend verliert, da erhält sich kein Staat mehr; wo lauter Unmoralität Platz greift, da ist der Thron des Fürsten wankend und unsicher; wo ihn die Religion nicht sichert, da ist er alle Augenblicke in Gefahr, zusammen zu stürzen, und den Monarchen unter seinen Trümmern zu begraben. Dieß sehen die Herren der Erde wohl ein, und wenn sie sich gleich eine willkürliche, nicht zu lobende Moral bilden, so wollen sie doch die von der Vernunft und Religion gebildete Moral in ihren Staaten unterstüßt und aufrecht erhalten wissen. Nur sollte das Muster und Beyspiel von oben herunter aus ihrem Kreise kommen. Es würde wie ein Lauffeuer durch die Staaten bis zum Niedrigsten laufen, und der Sittlichkeit feste Haltung geben. Zum Muster des Recherverhaltens und der Gerechtigkeitspflege, zu Repräsentanten der Gottheit, und Beglückern der Nationen, hat die Vorsehung Könige und Fürsten an die Spitze gestellt, und der Genuß der höchsten Vorrechte der Menschheit soll ihre Belohnung seyn. Gibt man aber auch für träge Schwelgerey und Laster aller Art Belohnung? Gerade das Gegentheil von dem, was seyn soll, scheint an den Höfen der Fürsten am meisten sichtbar; daher man auch in der Moral die Natur hat umkehren müssen, und nicht mehr das Muster des Sittengesetzes von den Höfen nehmen kann, sondern nur davor warnen muß. Selbst der Uebergang von einer Religionsparthey zur andern, unter Fürsten gar gewöhnlich, macht die Grundsäulen jeder Religion wankend, denn auch der gewöhnliche Mensch sieht es ein, daß nicht Ueberzeugung die Triebfeder seyn kann, sondern politisches Interesse sie lenken muß.

Zu 16, 13.

Der ehrlche Mann ohne Lug und Trug muß den Beyfall der Könige erhalten. Er ist ein notwendiges Instrument zur Sicherheit und zum Wohl der Könige und Fürsten, und wird gleich sein Werth zuweilen verkannt, oder verliert er durch Cabale das Zutrauen des Königs, so kann es doch nicht fehlen, wenn er seinen geraden Schritt fortgeht, daß ihn derselbe Fürst wieder suchen, und Gerechtigkeit wiederfahren lassen wird. Muth und Standhaftigkeit gehört freylich dazu, Grundsätzen der Redlichkeit treu zu bleiben, wo das Ohr des Fürsten durch Unredlichkeit schon so verstimmt ist, daß es fast allen Glauben an Redlichkeit verloren hat. Zu verzeihen ist es alle Mahl, wenn der Fürst mit List und Ränken umgeben, von der Macht derselben übertäubt oder irre geleitet wird, einen Schritt zu thun, der seinem und des Landes wahren Wohl schnurstracks zuwider läuft: unverzeihlich aber ist es, wenn er nie zur Besonnenheit wiederkehrt, und vor lauter Schwäche sich wie einen Ball hin und her werfen läßt. Verzeihlich ist es, wenn in einer gewissen Periode auch die treuesten ersten Diener des Staats sich von ihren Posten entfernen müssen; unverzeihlich aber ist es, wenn sie nie wieder dazu gerufen werden, denn das Wohl des Landes sinkt in diesem Augenblick.

Zu 16, 33.

Bey den Alten überhaupt, besonders aber auch bey den Hebräern war es üblich, wichtige Angelegenheiten, Wahlen, Entscheidungen schwieriger Fälle, und Theilungen durchs Loos auszumachen, vergl. Spr. Sal. 18, 18, 1 Sam. 10, 17-24. wo Saul durchs Loos gewählt wird, Josua 7, 14-18. 1 Sam. 14, 37-45.

in Criminalsachen, den Unschuldigen zu entdecken. Da, wo das Loos sehr häufig gebraucht wird, sind drey Fälle hauptsächlich möglich, die als Ursache angegeben werden können. Entweder überläßt man aus Mangel an Scharfsinn, Beurtheilung und Geisteskraft alle wichtige Angelegenheiten dem Loos, und stellt es unter der Direction einer höhern Macht, die dadurch ihren Willen offenbaren, und dem menschlichen Unvermögen zu Hülfe kommen soll. Dieß ist der Fall bey Halbgebildeten, und war es auch im Alterthum. Oder man hat gleich wichtige Gründe für den einen und den andern Fall, wobey die Entscheidung gleichgültig scheinen könnte, wenn nicht Subjecte bey dem Ausspruche intressirt wären, die bey der Entscheidung durch Menschen Partheylichkeit argwöhnen, und mißvergnügt werden könnten. (Selbst zwey Subjecte, die sich zufällig in dem Stand der Gleichgültigkeit befinden, oder sich willkürlich hinein gesetzt haben, fürchten dieß von einander.) Man wählt also lieber eine stumme Entscheidung, die ganz ohne weitere Action und Bewegungsgründe ist. Dieß ist der Fall in politischen und bürgerlichen Verhältnissen. Oder man räumt endlich dem blinden Zufall eine Regelmäßigkeit ein, unterwirft sich demselben lieber, als einem vernünftigen Ausspruch, oder dem Wink der Vorsehung, weil man beydes nicht anerkennen, sondern lieber alles aus der Maschine erklären will. Dieß ist der Fall bey starken Geistern von vieler Caprice, die eher dem Zwange der blinden Unvernunft und körperlicher Kräfte gehorchen, als den vernünftigen Kräften, die sie selbst im höchsten Grade zu besitzen, und von denen sie doch jetzt zweifelhaft gelassen zu seyn glauben. In dem ersten und zweyten Falle erkennt man dunkel oder deutlich eine Vorsehung an; in dem letzten gar nicht. Was ist von diesem Verfahren zu halten, und wer handelt am consequentesten? Im Ganzen

Ganzen dürfte wohl kein Fall, die Sache aufs genaueste genommen, seyn, wo der Mensch mit seiner Denkkraft in einem völligen Gleichgewichte nach zwey Seiten hin gehalten würde, wenn er die Sache, worauf es ankommt, vielseitig genug betrachtet hat, und in dem Zustande völliger Ruhe, mithin auch ohne Leidenschaft ist. Entweder ist die Zeit der Besinnlichkeit zu kurz, oder irgend eine Leidenschaft, Furcht, Kränklichkeit u. dgl. m. hält ihn ab, reiflich zu überlegen. Dieß zeigt sich augenscheinlich, wenn man zwey Menschen von verschiedenen Geisteskräften in einem gegebenen Fall der Entscheidung um Rath fragt. Der Furchtsamere, mit zu vieler Circumspection Denkende, hat noch keinen Punct der Entscheidung gefunden, wenn der dreister und schneller Denkende sich schon vollkommen zu der einen Seite geneigt hat. Der Andre würde auch dahin gelangt seyn, wenn er hinreichende Zeit zum Besinnen gehabt hätte. Zu läugnen ist nun aber nicht, daß viele Fälle im Leben vorkommen, wo der Mensch von einer Leidenschaft oder Unbesinnlichkeit beschränkt ist; wo das Bedürfniß einen schnellen Entschluß verlangt, und doch noch eine Gleichgültigkeit, sich auf zweyerley Art zu entschließen, vorhanden ist, wo also das Loos, oder irgend eine Art loosartiger Entscheidung nothwendig scheint. Hier mag man es immer gebrauchen, ohne eine Inconsequenz zu begehen, denn es soll bloß zur Beruhigung dienen, und die Vorwürfe abhalten, die einer sich machen könnte, wenn der Ausgang mißlingt, und ein andrer Weg eben so gut hätte eingeschlagen werden können. Welcher Gedanke ist aber im ersten und dritten Falle consequenter, der an Vorsehung, oder an Zufall? Unstreitig der erste. Regelmäßiger Zufall ist kein gedenkbares Ding, und die Verbindung desselben mit meinem Schicksal läßt sich nicht wohl reimen. Wenn man hingegen die Entscheidung des Looses ein Wahl

zum Mittel der Bestimmung annimmt, und es unter die Direction der Vorsehung stellt, der man alle seine Schicksale unterwirft, so liegt hierin wenigstens keine Inconsequenz, wohl aber bleibt es eine Frage: ob die Vorsehung es auch als ihr Mittel anerkennt, da es nur die Willkühr des Menschen dazu gemacht hat? Bey dieser Ungewißheit möchte es also immer rathsamer seyn, das mehr sichere Mittel der Vorsehung, die Vermunft, bis aufs Aeußerste zu Rathe zu ziehen, und ihr zu folgen, als zu schnell zum Loos zu greifen.

Die Hebräer unterscheiden sich also von den Philosophen der alten Welt, daß sie gar kein Fatum statuiren, bey welchem diese in der Bestimmung des Verhältnisses zur höchsten Gottheit nicht ganz klare Begriffe hatten, und sich oft zu widersprechen schienen. So war das Fatum der Stoiker, im Ganzen genommen, unsre Vorsehung, der freye Wille der höchsten Gottheit, die allen Dingen ihre Gesetze vorgeschrieben hat, wovon sie nie abweicht, weil ihr Entschluß sie nie gereuen kann. Nun unterwarfen aber die Stoiker die höchste Gottheit selbst dem Fatum, und scheinen sich zu widersprechen; allein es ist nur ein scheinbarer Widerspruch, weil sie unter der höchsten Gottheit bald die feuerähnliche Weltseele allein, bald diese mit der Welt verbunden, verstanden. Im erstern Sinne war der freye Wille der Gottheit das Fatum, wonach alles in der Welt geschah; in dem andern Sinne war aber eben deshalb, weil die Welt mit zur Gottheit gehörte, die Gottheit selbst dem Fatum unterworfen.

Zu 17, 5.

Diese Sentenz kommt einer andern 14, 31. sehr nahe. Dort war von Unterdrückung der Armen die Rede, hier vom Spott über dieselben, und der Schadenfreude

denfreude überhaupt. Beydes ist augenscheinlich der Character einer niedrigen Seele, die nicht bloß durch glückliche Verhältnisse übermüthig, sondern auch hämisch geworden ist. In so fern der Arme nicht durch seine Schuld in eine hilfsbedürftige Lage gerathen ist, kann ihn der Spott des Unbilligen nicht treffen; sondern es scheint, als wollte er den Schöpfer desselben meistern, der diesen Unterschied unter Menschenständen nützlich gefunden hat. Eine Empörung gegen den Weltregierer, die nicht ungestraft bleiben wird! Eben so zeigt die Freude über ein unverdientes Unglück den Menschen von der schlechtesten Seite, und gibt einen Beweis von dem verschrobenen Zustand seiner Seele, der eine der ersten Triebfedern der Moralität, Menschenliebe, fehlt. Sie würde ihn sonst lehren, daß ein großer Theil des Glücks guter Menschen darin besteht, Andre neben sich glücklich und vergnügt zu sehen. Allein es gibt eine Classe von Menschen, welche Neid und Selbstsucht so verstimmt hat, daß sie sich über dem Wohlsseyn Anderer verzehren, aber dann auch der natürlichen Strafe, die bald zu folgen pflegt, so unterworfen sind, daß bey ihrem Unglück keiner weiter Mitleiden hat. Diese Achtung gegen die Armen, und sanfte Behandlung der Unglücklichen, welche der Sittenlehrer empfiehlt, sind ein deutlicher Beweis von einem schon verfeinerten moralischen Gefühl.

Zu 17, 8.

Geschenke müssen hohen Werth in den Augen dessen haben, der sie gibt. Er darf sie nur wie eine Waare ausbieten, ein jeder wird sie gern nehmen, und alles, was er thut, wird ihm gelingen. Wenn man hierin eine moralische Regel sucht, — und dieß thun die meisten Interpreten, — so irrt man sich. Es ist ein
 Gg 3 bloßer

bloßer hingeworfener Erfahrungssatz aus den Zeiten, wo man alles durch Geschenke und Bestechungen ausrichten konnte; also eigentlich ein Tadel des Sittensprechers.

Zu 17, 9.

Unmöglich kann der ein Freund heißen und bleiben, welcher die Schwächen eines Andern dem Dritten kund thut. Anfänglich veranlaßt er eine Trennung unter zweyen oder mehrern, und scheint sich bey dem einen verdienstlich gemacht zu haben: allein am Ende kommt er doch in die mißliche Lage, daß man ihn als einen Schwäger, der unter Freunden und Familien Uneinigkeiten stiftet, aufstellt, und daß er aus der Gesellschaft ausgeschlossen wird. Die durch ihn Getrennten vereinigen sich eher wieder mit einander, als mit ihm selbst, wenn sie eingesehen haben, daß ein Jeder seine Fehler hat, die man an einander ertragen muß, den guten Grund aber nicht einsehen können, den der Anbringer hatte, diese Fehler aufzudecken.

Es hält schwer, auch bey einem geraden Character das Zutrauen einer Familie zu gewinnen. Ist aber ein Mahl Jemand dessen gewürdigt, und er mißbraucht es, so kann es gar nicht fehlen, daß man immer schwieriger wird, einer scheinbaren Miene zu trauen, wenn man so dadurch getäuscht wird. Der unredlich Schlaue versündigt sich aber durch solchen Leichtsinns oder Täuschung an der ganzen Societät, indem er Ursache wird, daß man nicht mehr ein unbefangenes Zutrauen durch eine ehrliche Miene erhalten kann; (wenn es gleich der redliche Mann als einen Tribut verlangen darf) sondern erst durch eine Reihe von thätigen Beweisen ungeheuchelter Redlichkeit erringen muß, wozu zwar der gute Mensch von freyen Stücken jederzeit aufgelegt seyn wird,

wird, die ihm aber bey dem Gedanken, daß er nur als Märtyrer seinen Character in ein gehöriges Licht setzen kann, das gesellige Leben verbittern, und ihn oft bey der langen Zeit, worin dieß nunmehr nur geschehen kann, seines Zwecks verfehlen lassen. Eine Regel ist es daher für das gesellige Leben von je her gewesen, Schwächen, die man an Andern entdeckt, keinem als ihnen selbst offenbar zu machen, und das Zutrauen, wodurch sie gewöhnlich erst kenntlich werden, (weil der Mensch nun erst den Schein verliert, und sich zeigt, wie er ist) nie zu mißbrauchen. Sind sie ohne seine Schuld schon bekannt, so wird er sie eher zu mildern, als durch eigne Bemerkungen zu vergrößern suchen. Parthengänger darf er am wenigsten seyn, wenn er geduldet werden will.

Zu 17, 17.

Bedenke, was ein Freund in der Noth ist!
So gut als Bruder, und mehr als Bruder! Dieser Gedanke wird in unsern Zeiten immer mehr aus seinem Centro verrückt, je mehr ein allgemeines moralisches Gleichgewicht eingetreten ist, wodurch man in wohlgeordneten Staaten vor offenbarem Unrecht und Unterdrückung so ziemlich sicher seyn kann. Gesetze und Verträge aller Art haben den Großen der Erde gewisse Pflichten abgezwungen, die sie gegen ihre Unterthanen beobachten müssen; so wie wiederum die Unterthanen in solchem Verhältnisse zu ihrem Herrn stehen, daß sie doch nicht unabhängig heißen können. Von beyden Seiten tritt nun auch zu gleicher Zeit das Bedürfnis ein, daß Hohe und Niedere gegenseitige Hülfe haben müssen; diese, um ihre Vorzüge und Nützlichkeiten zu verkaufen; jene, sie durch Belohnungen an sich zu ziehen. Hiedurch entsteht eine solche Lage der Sachen,

daß ein Jeder, der nur einigermaßen einen Fond von Selbsterhaltung in sich fühlt, derselben auch von außen gewiß seyn kann, daher man für die Schicksale seines Freundes etwas unbeforgter ist, aber auch zugleich unempfindlicher wird. Die innigsten und unauflöslichsten Freundschaften gebiert aber die Noth; daher geht auch das Bild der Freundschaft aus den ältesten Zeiten mit den stärksten Farben hervor. Da, wo ein Volk noch ohne genaue politische Verfassung lebt, müssen Familien und Nachbarn sich enge zusammen halten; denn der Hausvater ist ihr nächster und fast einziger Regent. Die Gefahr wird nur allgemein, wenn das ganze Volk angefallen wird; sonst bleibt sie immer nur für einzelne Familien ein Volk, und für einzelne Individuen desselben, die sich näher an einander schließen müssen, um auch gegen das kleinste Unrecht des Privatlebens gesichert zu seyn.

In diesem Zustande der laxeren Verfassung unter einem Volk, entstanden im Alterthum die eigentlichen Heldenthaten der Freundschaft, die wir jetzt anstaunen, und für übertrieben halten, z. B. eines Orest und Pylades, Jonathan und Davids u. s. w. Daher in den roheren Zeiten der Ritter die Aufopferungen für Freundschaft, wenn gleich mit einigem Vorurtheil begleitet. Daher die brüderlichen Verbindungen unter den alten Galliern, die Cäsar beschreibt (de B. G. L. IV.) und unter unsern alten nordischen Vorfahren. Junge Helden verbanden sich mit einander durch einen Eid, sich nicht zu überleben, sondern einander bis zum Tode zu rächen. Diese ewige Treue existirt auch noch unter Wilden. Sie verbinden sich mit feyerlicher Ceremonie, wobey Blut das Symbol ist, das Aeufferste für einander wagen zu wollen, und der Sterbende wünsche nirgend anders wo fort zu leben, als wo sein Freund ist; nicht den Himmel zu erwarten, wenn nicht sein vorangegan-

gegangenener Freund auch dort ist. *Charlevoix* *Nouv. France* T. III. Lett. 21. Wir streben jetzt dahin, solche Freundschaften wenigstens noch im Schatten darzustellen, aber vergebens! Das Bestreben ist dessen ungeachtet rühmlich, und einzelne Ausnahmen sind nicht wider die Regel, sondern können noch immer Statt finden: allein wenn man jetzt nur selten noch ein ähnliches Bild des Freundes findet, den man in der Vorzeit sah, so darf doch die fehlgeschlagene Hoffnung einem nicht allen Glauben an solche ehemahls wirklich vorhandene Freundschaften nehmen, sondern man muß den Schlüssel in den gegebenen und noch zu findenden Bemerkungen suchen.

Zu 18, 1.

Die Bemerkung dieser Sentenz ist eine ganz gewöhnliche Erscheinung bey den Menschen, die kein höheres moralisches Prinzip, als Befriedigung des Instincts, kennen. Sich selbst einen Zwang anlegen, und Naturtriebe beherrschen, scheint ihnen eine Ungeheimtheit, weil sie kein anderes Gesetz, als das der thierischen Natur annehmen. Bey kalter Ueberlegung werden sie aber doch zugestehen müssen, daß in dem Menschen zwey Principia sind, eines der thierischen Natur, und das andre der Vernunft, wovon nur das letzte das leitende heißen kann. Bey bloßen Thieren hat die Natur die Gründe der Ordnung in der Deconomie ihrer Gefühle selbst übernommen; dem Menschen hat Gott Vernunft gegeben, um sich durch sie das Verdienst selbst zu erwerben, die Ausartung der Gefühle und Triebe zu verhüten. Schon die einfachste Wahrnehmung bringt den uneingenommenen Denker bald zum Schluß, daß dieß die Wahrheit sey, wenn er die mannichfaltigen Zerrüttungen der thierischen Natur des

Menschen als Spuren einer übermäßigen Sinnlichkeit gelten lassen muß. Wäre die Stimme des Instincts die höhere Stimme Gottes bey dem vernünftigen Geschöpf, so könnte sie unmöglich zu einem Mißverständnisse leiten, das den Menschen augenblicklich unglücklich macht, da er doch glücklich seyn soll, und glücklich zu seyn wünscht; sondern der Instinct müßte ihn, wie jedes Brutum, zu seinem Wohl reizen. So viel bleibt also wohl ausgemacht, daß die schönste Harmonie in der Natur des Menschen gegründet wird, wenn er selbst die angenehmste Empfindung des Augenblicks, wie sie ihm die Sinne darbieten, der längern Dauer minder angenehmer Empfindungen mit einigem Zwange aufopfert. Augenblicklicher Genuß kann nur das Princip seiner Handlungsart seyn, wenn er nach dem Ablauf des Augenblicks keine weitere Dauer und Empfänglichkeit für Freuden vor sich sieht. Wird aber nach demselben noch eine längere Periode seines Daseyns bleiben, und nach der Analogie der Erfahrung voll Unbehaglichkeit seyn können, so ist es vernünftig und Pflicht, die kommende Periode über dem Genuß des Augenblicks nicht aus dem Gesicht zu verlieren, sondern so viel an ihm ist, für die Uebereinstimmung und Gleichheit seiner ganzen Dauer mit jedem Augenblick zu sorgen. Alles Uebermaß der Sinnlichkeit also, übermäßiges Essen und Trinken, übermäßige Freude und Liebe, muß nach dem Blick über das ganze Leben geordnet und gemäßigt werden. Gleiche Grade der Milderung und Mäßigung gibt es aber nicht; doch kann ein Jeder nur mit einiger Vernunft und Nachsinnen den Grad leicht finden, der sich für seine Individualität schickt. Gleichgültig muß es ihm aber dann auch seyn, wenn Andere, die blödsinnig genug sind, die Menschheit nach ihrer einzelnen Person zu messen, darüber lachen, daß seine Mäßigung und Bekämpfung,
mit

mit einem Worte, seine Sonderbarkeit, nicht die ih-
rige ist, und zu seyn braucht. Wahrscheinlich ha-
ben sie vor lauter, voller Natürlichkeit des Körpers und
Geistes nie Reflexionen über sich und Andre gemacht:
wie unbillig also, einen guten nach Grundsätzen han-
delnden Menschen über seine Eigenheit, wie er gut ge-
worden ist, oder sich gut erhält, zu verspotten?

Zu 18, 3.

Zwey Pflichten ruhen auf dem Menschen in der
bürgerlichen Gesellschaft, selbst ohne Beziehung auf ein
höheres unsichtbares Urprincip, **Selbsterhaltung** und
Erhaltung des Mitmenschen, wonach viele andre
Pflichten als Töchter dieser Mutter gebildet und gezo-
gen werden können. Die Selbsterhaltung geht voran,
und die Erhaltung des Mitmenschen muß bey Collisio-
nen den zweyten Platz einnehmen; doch ist strenge Acht
hiebey zu halten, daß man nicht Alles, so viel wie mög-
lich, auf sich beziehe, und den andern Menschen ganz
vergesse. Zu der Selbsterhaltung gehört auch dieß,
daß ich meinen Character und guten Nahmen gehörig
in Sicherheit stelle, und nicht bey allem Bestreben gut
zu seyn, doch anders scheine. Die Gesellschaft mit
lasterhaften kann einem Manne von Grundsätzen und
Reflexion nicht sehr gefährlich seyn, wenn wir auf sei-
nen Character blicken; wohl aber kann er seinen guten
Ruf dabey verlieren. Es ist also Pflicht für ihn, sich
mit solchen Leuten nicht so genau zu verbinden, daß er
den Schein eines vertrauten Umganges von sich wirft;
doch aber auch sich ihnen nicht ganz zu entziehen, weil
er ihnen als Mensch seine Gesellschaft schuldig ist, wenn
sie dieselbe suchen. Schwache Menschen versehen es
augenscheinlich hierin, wenn sie unmoralische Leute als
eine Pest betrachten, von der man sich so weit als mög-
lich

lich, entfernen müsse; wenn eine übertriebene Aengstlichkeit sie umgibt, so bald sie einem Lasterhaften nahe kommen. Diesen kann die Verlegenheit nicht unbemerkt bleiben, und es entsteht sofort ein wahrer Haß gegen jene Scheuen, der die üblen Folgen hat, daß Moralität mit dem Nahmen der Scheinheiligkeit gebrandmarkt, der ängstlich Tugendhafte dem Spotte Preis gegeben, und die Gelegenheit, den Unmoralischen durch Beispiele 2c. zu bessern, abgeschnitten wird. So sehr nämlich auch der Lasterhafte das Gefühl von minderer Gutheit seiner Person nicht verläugnen kann, so sehr verlangt er doch tolerirt zu werden. Dieß Recht muß man ihm schlechterdings als Menschen zugestehen, wenn man ihn gleich gleichgültiger behandelt, und eine Vertraulichkeit abzuwenden sucht. Nur eine gänzliche Entfernung verbittert, und hebt auch die Gelegenheit ganz auf, ihn zu bessern. Der Sittensprecher sieht aber mehr auf das Gewöhnliche, oder auf einzelne Erfahrungen, und da kann es gar nicht geläugnet werden, daß der Umgang mit Lasterhaften eine Menge Leute von nicht festem Character, wozu alle junge Menschen gehören, verderbt und verstimmt; für sie ist also die Abmahnung von ihrem Umgange zunächst gegeben.

Zu 18, 4.

Die Reden eines verschlossenen Mannes sagen entweder nur halb, was sie sagen sollten, und werden daher unverständlich; oder sie sind absichtlich und aus Furcht sehr tief heraus geholt und versteckt, erregen daher auch bey Andern Besorgniß und Mißtrauen. Der weise und brave Mann sieht hingegen Nichts, was ihn abhalten könnte, gerade heraus zu reden, und seine Gedanken frey mitzutheilen; denn sie werden entweder recht gefaßt, und können daher wohlthätig und be-

leh-

lehrend seyn; oder sie werden falsch verstanden, können ihm aber doch nicht das Bewußtseyn der guten Absicht nehmen. Diese wird überhaupt schon dadurch kenntlich, daß er nicht für sich allein weise seyn, und mit seinem Vorrathe von Kenntnissen geizen will, sondern sie gern ausströmen läßt, weil er wünscht, daß die ganze Welt von solchen Prinzipien geleitet werde, die sie glücklich machen können, und ihn glücklich gemacht haben. Verschlossenheit ist entweder Schwäche, oder die Frucht eines sumpfigten Bodens, dem man nie trauen muß; Offenheit eine Tugend und der Ausbruch eines Characters, welcher der Welt nichts zu verbergen hat, oder nichts verbergen will, weil er gern ganz in seiner wahren Gestalt erscheint, und gern die Verbesserungen, welche noch zu machen sind, von Andern annimmt.

Zu 18, 5.

Parteylichkeit aus Rücksicht auf Stand und Ansehen ist eine Geißel für die Societät, wo sie sich findet, und gehört zu den himmelschreyendsten Bedrückungen. Wenn die Verfassung eines Staats ein Mahl so weit gediehen ist, daß man den Repräsentanten der Gerechtigkeit, welche immer die edelsten der Nation seyn sollten, das Urtheil über seine gerechte Sache überläßt, und ihnen deshalb die ganze Angelegenheit derselben mit der größten Resignation unterwirft, so kann nun kein weiterer Schutz und weitere Entscheidung erwartet werden, als gerade von ihrem Ausspruche. Hat aber das Ansehen oder der Stand irgend eines andern Individui aus eben der Societät, deren Glieder der Fürst wie der Bettler sind, Einfluß auf den Spruch des Richters, und vermögen sie, den klaren Schein der gerechten Sache zu ver-

verdunkeln, oder nur abzuwenden, so muß die unterdrückte Parthey sich zum Seufzen und Winseln entschließen, und ihre Angelegenheit dem alles durchdringenden Blick des obersten Richters der Welten anheimstellen; Wehe dann dem ungerechten Richter! Soll das Recht nicht mehr seine volle Kraft äußern können, zu welchem Zwecke doch die frühesten Gesellschaften zusammen trat, und Einem oder Mehreren die Pflege desselben auftrug; warum zwingt man denn den Menschen noch ferner in diese unvollständige Verbindung, und läßt ihm nicht das Recht der Selbstvertheidigung? Hat man es ihm nur darum genommen, um ihn bequemer drücken zu können? Solche und ähnliche Gedanken sollten dem parteyischen Richter und Fürsten mit Schrecken ergreifen, denn sie kommen nach einer Reihe von Ungerechtigkeiten dem Volke wie von selbst, und brechen in mächtige Revolutionen aus, wobey der gegenwärtig Ungerechte und Drückende für die Schuld aller seiner Vorgänger mit büßen muß.

Zu 18, II.

Der Sittlichkeit bleibt ihr Triumph da, wo das volle Zutrauen des Reichen zu seinem Reichthum, wodurch er Alles erreichen zu können glaubt, noch ein Wahn heißen kann; allein traurig sieht es aus, wenn die Welt diesen Wahn unterstützt, und das Zutrauen verstärkt. Je seltner der Anblick von großem Reichthum ist, desto mehr sucht die Welt die Mittel auszuspähen, wodurch es dem Reichen gelungen ist, das zu besitzen, was er besitzt; und nicht selten findet man die Quelle, woraus sie flossen, sehr trübe! Unterdessen läßt die glänzende Art der Anwendung des Reichthums, Wohlleben und Ueppigkeit, die Art des Erwerbens bald vergessen, und man spricht nicht gern mehr davon.

Ver-

Vermögen, durch ungerechte Mittel erworben, tilgt auch wohl die fortgesetzten Ungerechtigkeiten, und man siehe dem Spiel des Glücks geruhig zu. Der Mann ohne Vorurtheil aber, und der Kenner des Maßstabs, wozu eigentlich der Mensch als Mitglied einer Gesellschaft gemessen werden muß, wenn er seinen wahren Werth empfangen soll, kann sich nie überreden, daß Reichtum ein Damir sey, wohinter sich Unmoralität verbergen könne. Mag der Reiche ohne Sittlichkeit und Character viele Stimmen des Tadelns durch die Figur, die er spielt, unterdrücken; viele schwarze Flecken seines Betrogens in Lichtpuncte umwandeln können; so werden sie doch immer dem Mann von sittlichem Gefühl schwarz bleiben, und die Mauer, welche jener der Unsitte vorgezogen zu haben glaubt, ist diesem ein Spinnwebgewebe, wodurch ein gerader Blick, eine redliche Hand, schnell hindurch fährt, und den unmoralischen Reichen in seiner Blöße darstellt.

Zu 18, 14.

Diese Bemerkung, tief aus der Psychologie geholt, fällt wegen ihres hohen Alterthums sehr auf, hat aber auch die ganze Stimme der Erfahrung für sich. Ein männlicher Muth ist der Beherrscher und Gebieter des Körpers. Wird auch der Körper durch eine plötzliche Krankheit, durch das heftigste Uebelbefinden angegriffen, so wird sein Gebieter ihn in der Gewalt haben, und ihn zum willigen Ausdauern stimmen. Diese Beobachtung wird oft an Männern gemacht, welche von plötzlichen Uebeln, Wunden, Lähmungen, acuten Krankheiten ic. befallen werden, deren Ende man absehen kann. Bleibt der Geist nur ohne Zerrüttung dabey, so erregt die Kraft des männlichen Muths zur Ausdauer, und der erkämpfte Schein

von

von Unempfindlichkeit, das größte Erstaunen bey einem jeden Zuschauer, der noch nie erfahren hatte, wie viel Kraft zur Reaction der Mensch bey allen Elementen, die ihn zertrümmern wollen, in sich verschlossen hat; — Bewunderung bey dem, der bey viel minderm Schmerze schon vor Ungebuld vergehen wollte. Die Gegenwart und das Zureden anderer anwesenden starken Männer, die man nie verzagt gesehen hat, spannen den Muth des elend Leidenden noch mehr, und erhalten ihn in diesem Zustande, bis die fatale Periode der Unbesinnlichkeit eintritt. Daher in den Hospitälern auf der einen Seite die Scenen der erbärmlichsten gewalthätigsten Verstümmelung, und auf der andern Seite der Held an Muth ohne Verzückung, bis sich die Kraft der Natur vom Körper trennen will. Unbillig urtheilt man, wenn man diesen Leuten einen hohen Grad von Unempfindlichkeit zuschreibt. Unempfindlich können sie nicht wohl seyn, wenn man auf die Gewalt der Schmerzen Rücksicht nimt, die bey gesunden Säften unendlich empfindbarer würkt, als wo die Nerven und Fibern keiner starken Spannung mehr fähig sind. Sie wollen aber unempfindlich seyn, und können es wenigstens scheinen; empfinden auch wirklich durch die Reaction des Geistes weniger, als der Verzagte, bey dem Alles erschlafft. Ganz anders verhält es sich mit chronischen Krankheiten, mit Körperschwächen, die immer wiederkehren, oder in Einem fort dauern, ohne den Körper zu zerstören. Ein männlicher Geist benimt sich hier anfangs nicht anders, als bey jedem andern Uebel. Er dauret aus, in Hoffnung der Endschaft dieser Periode. Allein das Ende wird unabsehlich. Die feinem Theile seiner Maschine sind daneben immer empfindlich gereizt, ohne gestumpft oder aufs höchste gespannt zu werden; verdorbne Säfte lagen zum Grunde, die immer verdorbner oder wenigstens noch nicht besser werden. Dies
alles

alles wirkt langsam, aber auch desto unmerklicher für die Reaction auf die Seelenkräfte, und es muß nun auf ein Mahl ein Zeitpunkt kommen, wo der Mensch plötzlich kleinmüthig wird, d. h. schon krank am Geist ist. Die Phantasie ist überdem bey dieser periodisch schleichenden Schwäche sehr lebhaft geworden, weil das Phlogiston des Bluts nicht mehr verhältnismäßig durch den Körper vertheilt ist, sondern sich mehr nach dem Gehirn zu drängt, und sich dort concentrirt, mithin lebhafter und gewaltiger wird, als es der gesunde Zustand des Körpers erlaubt: und nun mischt sich ein Heer von Schreckbildern in das Uebel des Patienten, die ihn muthlos und verzagt machen. Hier findet sich nun der Zustand der Geisteschwäche, den der Snomiker unerträglich nennt. Dessen ungeachtet behält aber der Geist des Menschen noch immer so viel Kraft, daß er sich wieder aufraffen und ermannen kann. Versuche dazu müssen immer gemacht werden, und ein glücklicher Augenblick, oft durch kleinliche Umstände veranlaßt, wird ihn wieder auf die Stufe heben, daß er von neuem ausdauert, und die Körperschwäche bestegt. Vertheilung der Phantasie durch Zerstreung bey dem Gebrauch dienlicher Arzneyen, sind die besten Mittel dazu. Gewiß wird er sich wieder dahin heben, daß er nicht nur Augenblicke, sondern Stunden und Tage des frohen Daseyns gewinnt, und so hat er schon viel gewonnen. Weil er aber die Freude noch immer zu hell und ätherisch genießt, also noch nicht zu dem gehörigen Gleichgewicht zwischen Impression und Vertheilung der Impression zurückgekehrt ist, sondern den Eindruck in der Fülle auf einem Puncte auffängt, und ihn dort gleich ganz erschöpft, so kann es nicht fehlen, daß auf diese Spannung der Fibern eine plöbliche Erschlaffung folgt, die ihn wieder ermatten läßt. Ein errungener Befehl des Geistes schiebt eben diese Ermattung immer weiter zurück, und entfernt sie mit der Zeit

H h

auf

auf Tage und Wochen. Sie wird dessen ungeachtet noch immer wiederkehren, und den Menschen ganz in Traurigkeit vergehen lassen: allein es sind diese Recidive dann nur Augenblicke, die man im Verhältniß zu Tagen und Wochen eines ruhigen freudigen Muths gern erträgt. Ofter verlieren sie sich auch ganz.

Wenn man fragt, was die Religion zur Erman-
nung dieses Geisteskranken thun könne und solle? so können folgende Bemerkungen zur Beherzigung empfohlen, nicht aber gerade als Regel gegeben werden. Im Allgemeinen kann dem Menschen in diesem Zustande des Kleinmuths nichts wohlthätiger seyn, als der Gedanke, daß ihn der Schöpfer zum Glück bestimmt habe, und daß ein stetes volles Gefühl wahren Unglücks bey dem Menschen, nicht wohl mit dem Character des gütigsten und weisesten Wesens in Harmonie zu bringen sey. Alle seine Veranstellungen zielen zum Glück der Geschöpfe, und es sollte nur ein Augenblick in dem Leben des empfindenden Geschöpfes Statt finden können, wo es in der That überwiegend oder völlig unglücklich wäre? Ein Mißtrauen muß der Mensch billiger in seine Empfindung setzen, die er in dem Augenblick der Schwäche stärker glaubt, als sie wirklich ist; die er zum Unglück übertreibt, da sie doch nicht ganz ohne Vermischung von wohlthätigen Gefühlen seyn kann; denn selbst eine Art von lautem Kummer kann wohlthätig für den Körper werden, und selbst das Gefühl des Daseyns ist schon Glück. Ferner muß ihm der Wechsel jeder Minute, mit dem sich sein Verhältniß ändert, nur ins Andenken zurück gerufen werden, daß er zur Bestimmtheit kommt. Nicht muß man ihn auf freudige Aussichten einer andern Welt leiten, denen er schon von selbst nachhängt, und da er stets mit der größten Resignation abzuschneiden wünscht, auch daher in dem Zustande der Schwäche bleibt. So lange er
noch

noch auf dieser Stufe des Daseyns steht, muß er es immer fühlen lernen, und es fühlen können, daß er nicht ganz unglücklich ist. Dieß ist der Wille des Schöpfers, dessen Absicht unmöglich seyn kann, dem Menschen die eine Periode des Daseyns durch die Aussicht in eine freundigere, der man zuweilen soll, zu vergällen, und die Lebenskraft aus Sehnsucht nach der Zukunft zu ersticken, da sie zunächst nur für dieß Leben gegeben ist. Am wenigsten darf man ihm die Idee von Vergeltung lebhaft zurufen. Sie wirkt gerade das Gegentheil von dem, was sie wirken soll; statt ihn zu beruhigen, wird sie ihn unruhig machen. Weil die Phantasie des Seelenkranken ein Mahl Alles schwarz sieht, so erscheint ihm auch sein voriges Betragen voll schwarzer Flecken, wenn gleich Andre, die es auch kennen, nichts wie Helle darin erblicken. Die Ueberredung aber, daß es ihm nur so scheine, wird unendlich schwer; denn wie viele Schwache sieht man nicht wegen des Gedankens, daß sie nicht selig werden, leiden?

Zu welcher Classe von Menschen der Verfasser gehöre, wird der Leser vielleicht schon aus dem, was bisher gesagt ist, abgenommen haben, und ihm deshalb die etwas zu weit ausgesponnenen Bemerkungen zu Gute halten. In ähnlichen Lagen des quälendsten Kummers und des verzagtesten Kleinmuths, einer Folge von Kränklichkeit, hat der Rückblick auf das erhabenste, unumfaßliche und unbegreifliche Wesen seine Niedergeschlagenheit nie vermehrt, wie manche Philosophen von sich versichert haben, sondern stets zu neuer Kraft gespornt. Ein Zweifel an Vorsehung hat sich nie seiner bemächtigt; nur konnte er den Gedanken der Endschafft dieses Erdenlebens nicht verwischen, sondern mußte ihn immer dem Gedächtniß gegenwärtig erhalten, so wenig er ihn auch stärkte, sondern nur beruhigte. Am meisten ermannte er sich bey folgenden Gedanken, die er

oft dachte, und wozu er bey Recidiven auch immer wieder zurückkehrt. „Der starke Geist, der dir die Kräfte zur Fortdauer reicht, wird dir noch einen Zweck beschieden haben, zu welchem er sie, wenn gleich schwach, fort erhält. Das augenblickliche volle Gefühl des Unglücks, muß entweder Täuschung oder Ahndung eines nahen bes fern Zustandes seyn; (denn ganz im Bewußtseyn des vollen Unglücks würdest du kaum einen Tag fortdauern;) oder es muß für ein Mittel zur Saronie deines Wohlfeyns im Ganzen gehalten werden, worin es sich doch endlich auflösen wird, und wahrscheinlich noch früher auflösen wird, ehe die Maschine ohne weitere Lebenskraft, wie eine Pflanze vom Sonnenstich umfällt.

Zu 18, 24. vergl. 27, 10.

Ὡς ἀνὴρ, ὅστις τροποισί, συντακῆ, Ἰσχυρὸς ὡν
Μυρίων κρισσῶν ὁμοίων ἀνδρὶ κεκτησῆσθαι Φίλος.

EVRIIP. in Oreste.

Diese Sentenz hat den Schein des Paradoxen, allein sie ist, genauer betrachtet, sehr wahr, und ihre Wahrheit liegt nicht so tief, als es scheint. Wer viele Freunde hat, ist in Gefahr, in den Zustand zu gerathen, wo er es ganz fühlt, daß er gar keinen wahren Freund hat. Viele Freunde zu besitzen, die unser Schicksal mit dem ihrigen theilen, die ganz an uns hängen, und so eng mit unserem Wohlfeyn verflochten sind, daß wir uns ihnen bey allen Begegnissen ganz mittheilen müssen, und unser ganzes Herz eröffnen können, die mit uns leben und sterben wollen — scheint wider die Natur des Menschen zu seyn; wenigstens in den Zeiten der Cultur und in polizirten Staa-

ten

ten ein Phänomen heißen zu müssen, das nur eine gemeinschaftliche Gefahr (welche die Menschen immer am engsten verbindet) erzeugen kann. Wo also in den angegebenen Zeiten ein Mann sich rühmt, viele Freunde zu haben, da ist immer zu befürchten, daß sich die meisten aus irgend einem Privatinteresse zu ihm gesellt haben; daß ein großer Theil Schmeichler und Habstüchtiger sich darunter befindet, die zwar alle bis auf einen gewissen Punct mit ihm fröhlich und traurig seyn können, sich aber bald in den Zeiten der Noth, wo sie auch etwas aufopfern sollen, in ihrer wahren Gestalt zeigen werden, und den Freund, dem sie sonst anzuhängen schienen, verlassen da stehen lassen. Jetzt entdeckt also der andre erst, (aber schon zu seinem Unglück) daß er keinen wahren Freund hat, und daß er durch trüglischen Schein unglücklich geworden ist. Dieß scheint der Sittensprecher ausdrücken zu wollen. Zu jener oben charakterisirten Freundschaft, die alles theilt, ist ein Subject hinreichend, und es wird auch so selten gefunden, daß, wenn man nur in Einem diese völlige Sympathie entdeckt, das Glück des Menschen schon gemacht ist. Millionen von Menschen sterben überdem, ohne ihn je gefunden zu haben! Er ist es aber auch gerade, der fester an seinem Freund hält, als sein Bruder. Das genauere Band und die Zuneigung unserer Verwandten und Brüder ist durch ein äußeres Verhältniß geknüpft, woran beyde Theile nicht Schuld sind; an gewisse Pflichten geheftet, welche Recht und Billigkeit fordern können, und welche ein moralisches Gefühl noch über die Gränzen des Rechts hinaus zu befriedigen sucht; die Zuneigung eines innigen Freundes hergegen beruht auf Harmonie der Charactere von irgend einer Seite, also auf einem inneren Verhältnisse. Daher können sich diese wahren Freunde nicht eher von einander trennen, bis sich die ganze Stimmung des Cha-

racters von der einen Seite geändert hat. Dieß geschieht höchst selten, oder gar nicht.

Jener Grund von Zuneigung der Verwandten, der in der Natur der Sache liegt, scheint mir auch den Schlüssel reichen zu können, warum man bey äußern Verhältnissen zur Welt, auch in der Gesellschaft des innigsten Freundes, noch immer seine Zuflucht eher, oder doch eben so lieb, zu den Verwandten als zum Freunde nimt. Das genauere Verhältniß und die gegenseitigen Pflichten, auf Natur gegründet, schweben noch immer vor Augen, und ein feineres Gefühl läßt da am ersten Anspruch auf Hilfe machen, wo man versichert seyn kann, daß er vergebens seyn wird, wenn nicht die Pflicht den Beystand dictirt. Der Anspruch aber, an einen wahren Freund gemacht, geht bey ihm zu leicht in Aufopferung über, ohne zuvor zu überlegen, ob der Anspruch auch billig sey? Die Schonung also bestimmte den Menschen guter Art und feinen Gefühls eher zu dem ersten Schritte. Das ganze Herz wird aber immer eher dem sympathisirenden Freunde, als den Anverwandten eröffnet.

Zu 19/ 3.

Eine richtige Bemerkung, aus der Tiefe des menschlichen Herzens gehoben. Der Mensch ist gewöhnlich mehr oder minder Ursach seines Unglücks, wenigstens mitwirkende Ursach. Dieß gesteht er sehr ungern ein; sondern wünscht immer gerechtfertigt zu seyn. So wenig seinem Verstande macht es Ehre, das Unglück nicht abwenden zu können, als seinem Character, die jetzige Lage als eine Folge seines vorigen Berragens ansehen zu müssen. Jetzt klagt er die Vorsehung und den Schöpfer an, der ihn zum Unglück bestimmte, und glaubt nun völlig gerechtfertigt zu seyn. Statt dessen sollte er sorg-

sorgfältig die Ursachen seines Mißgeschicks, die gewöhnlich um ihn oder in ihm liegen, auffuchen, und darnach die Mittel, wieder glücklich zu werden, ausspähen: allein die entfernteste Ursach, ganz außer seiner Gewalt, ist ihm die liebste und bequemste, — und von seiner Seite mag er gern so wenig als möglich thun. Daher bleibt er denn aber auch, wie er ist, und wird ein Gegenstand des Jammers.

Zu 20, II.

Die Naturtriebe und Characterzüge des künftigen Mannes zeigen sich schon im Knaben. Eine weise Hand kann die zarten Auswüchse der Böhsartigkeit noch wegschneiden, und früh eine Unart verbessern, ehe sie durch Gewohnheit feste Wurzel gefaßt hat. Schwer und fast unmöglich ist es, ein von Grund aus böses Naturell umzuschaffen, besonders wenn schon einige Jahre ohne Besserungsmittel hingegangen sind; allein ungebildet kann es doch immer werden, und ein anhaltendes Bestreben wird durch den guten Erfolg nach aller Erfahrung belohnt. Unschätzbar ist daher die Bemühung eines eifrigen Erziehers, besonders bey der Bildung eines übelgearteten oder verwahrlosten Characters. So wie auf der andern Seite gutes Beyspiel zum andern Naturell wird, und in Verbindung mit einer guten Erziehung schlechterdings das ganze Glück des Menschen macht. In den vielfachen verwickelten Lagen des menschlichen Lebens müssen den jungen Menschen oft Gewohnheit und habituelle Fertigkeit mehr als Grundsätze bestimmen, denn eine reifliche Ueberlegung findet bey dem plötzlichen, augenblicklichen Handeln nicht Statt, und ehe der Mensch zu den Jahren kommt, die Grundsätze vielseitig genug und in ihrem wahren Lichte, wobey kein Zweifel weiter gelten kann, zu betrachten, vorstreichen die schönsten Jahre des Lebens, worin er gerade

am meisten, aber auch am dreistesten und unbefinnlichsten handelt. Wenn mich also nicht alle Beobachtung trügt, so müssen junge Menschen fürs erste die Moralität ihrer Handlungen mehr auf die Rechnung einer guten Erziehung, welche die Fertigkeit eines guten Benehmens erzeugt hat, bringen, (und wie unendlich viel verdanken sie daher ihren Erziehern!) als einer von Grundsätzen geleiteten Willkühr beyzumessen. Dieser Fall tritt gewöhnlich erst dann ein, wenn der Mensch zur völligen Besonnenheit, und einer Art rasonnirender Philosophie gelangt ist — wie früh oder spät? läßt sich nicht bestimmen. Jetzt erst darf man eigentlich sagen: der Mensch hat einen guten festen Character. Die Art seines Verhaltens, welche ihm sonst Beyspiel und Gewohnheit eingab, fängt er jetzt erst an zu zergliedern, und mit Reflexion zu überschauen. Erkennt er es jetzt noch für Rechtverhalten, oder sucht er es zu verbessern und nach eingesehenen Grundsätzen fester zu bestimmen, so nähert er sich der Vollkommenheit eines guten Menschen: findet er aber sein Interesse damit in Disharmonie, und nimmt er Gelegenheit, auf dem größern Schauplatze der Welt, wo er das Gewebe der Collisionen und zugleich eine verwickeltere Art zu handeln kennen lernt, künstlich davon abzuweichen, so sinkt er zur Unvollkommenheit zurück, und ihn trifft jetzt der Vorwurf ganz, wenn man ihn einen Mann von schlechtem Character nennt.

Zu 20, 14.

Der Käufer setzt die Waare gewöhnlich herunter, weil der Verkäufer in dem Verdacht steht, den Preis über den Werth der Sache angegeben zu haben. Oft gelingt es ihm, den Preis herunter zu bringen, wenn jene Voraussetzung wahr war. Nun schreibt er aber seiner Klugheit diesen Vortheil zu, und wünscht, Andre

zu überreden, daß es derselben gelungen sey, die Sache unter dem Werth zu erhalten. Wer billig denkt, wird sich dessen nicht rühmen, wenn er etwas mehr als den billigen Preis, wofür er die Sache erhalten habe, bemerkllich machen will. Glaubt er aber wirklich den Verkäufer durch seine Schlaueit überlistet zu haben, (und dieß ist nicht selten der Fall) und macht er dieß aus Schadenfreude dem, der theurer gekauft hat, bekannt, so ist die Quelle dieser Gefinnung sehr trübe, und er wird sich dieses Ruhms, so wie der ganzen Handlung, bey einiger Besonnenheit schämen müssen.

Zu 20, 16.

Die ganze Sentenz muß nach dem Recht des Orients beurtheilt werden. Bey Bürgschaften hielt sich der Gläubiger an den Bürgen; durfte ihm allenfalls das Kleid nehmen, und noch härter behandeln, nicht aber dem Schuldner. Die Vorstellung war nämlich diese: Wer sich für einen Unbekannten verbürgt, legt dadurch ein öffentliches Geständniß ab, daß er den Mann näher kenne als der Gläubiger, und von seiner Ehrlichkeit oder Bereitwilligkeit zu bezahlen überzeugt sey. Geschieht die Bezahlung aber nicht, so mag alsdenn der Bürge missen, was der Schuldner nicht gibt. Damit nun aber der leichtsinn des Verbürgens nicht zu groß werde, so rath der Sittensprecher an, nur zuweilen ein Exempel zu statuiren, damit man mehr auf die Wichtigkeit der Sache Rücksicht nehme. Weil der Bürge den Gläubiger zu einem Fremden geführt hat, den dieser nicht kannte, und von dem er sich jetzt getäuscht sieht, so mag der Gläubiger dem Bürgen das Kleid nehmen, damit Andre von dem leichtsinne des Verbürgens aboeschreckt werden. Daß in unserem jetzt geltenden Rechte dieselbe Observanz sey, ist einem Jeden bekannt; und es scheint allerdings hart, wenn die Güter

des Bürgen angegriffen werden, so bald der Schuldner nicht Wort hält. Unterdessen, da einem Jeden dieß Verfahren bekannt ist, so muß er bey Bürgschaften sehr vorsichtig seyn, und nicht eher daran gehen, bis er dem Andern der Gefahr nahe sieht, und Verbürgung das leichteste oder einzige Mittel, ihn zu retten, ist. Auf der andern Seite ist der Schuldner, welcher durch Nachlässigkeit oder Gleichgültigkeit sein Wort nicht hält, der verworfenste Mensch in den Augen des Unpartheyischen. Mangel an Dankbarkeit würde ihn schon verächtlich machen; aber hier ist die höchste Undankbarkeit, die sich nur erwarten läßt. Der ihm ehemahls aus der Noth half, muß jetzt seine Haabe angegriffen sehen, die er ohne des Andern Bekanntschaft und Treulosigkeit Zeit Lebens ruhig und sicher besessen haben würde. Er sieht jetzt den Bürgen in Noth; — versucht er nicht das Aeußerste, ihn wieder zu retten, so mag ihn nichts entschuldigen, wenn die Societät, worin er lebt, ihn mit Verachtung züchtigt, da es das positive Recht nicht thut.

Zu 21, 14.

In dieser Sentenz liegt keine Moral, denn nicht alle Gnomen dürfen als Regel genommen werden; sondern sie enthält eine Bemerkung des Gewöhnlichen im gemeinen Leben, wozu die Moral erst gesetzt werden muß. Der Mann, welcher nur durch Geschenke gewonnen werden kann, ist kein moralischer Mensch, und der Rechtschaffene wird sich nie entschließen, seiner unedlen Leidenschaft zu fröhnen, es sey denn, daß er nur hiedurch eine offenbare Ungerechtigkeit von sich abwenden kann. Und dennoch wird er oft stark genug seyn, diese eher über sich ergehen zu lassen, als jenen in seiner Lasterhaftigkeit bestätigen.

Zu 22, 1.

Omnia si perdas, famam servare memento.

OVID.

Zu allem, was der Mensch mit Hilfe Anderer unternehmen muß, gehört Liebe seiner Mitmenschen zu ihm, wenn er eines glücklichen Erfolgs versichert seyn will. Dieser Liebe muß ein guter Ruf, als das Mittel dazu, voran gehen. Allgemein beliebt seyn, ist das Ideal der Vollkommenheit eines moralischen Menschen, in Democrastien und Aristocrastien, wo gewöhnlich zwey Partheyen sind, unendlich schwerer, als in den Societäten, wo ein Herrscher an der Spitze steht; einer Privatperson unendlich leichter, als den Staatsdienern, die ebenfalls zwey Rücksichten haben, eine auf den Fürsten, die andre auf den Bürger, und daher in gewissen Fällen sich mehr zu dem einen neigen müssen, wodurch sie dem andern verhaßt werden. Bey dieser Unvollkommenheit der Verfassung bürgerlicher Gesellschaften ist es also für den braven Mann genug, wenn er nur bey den Meisten, oder auch nur bey einer Parthey beliebt ist. Die Geneigtheit der Menschen zum Tadel, und die Schwierigkeit, viele Stimmen in einem Punct zu vereinigen, sind daher ein sicherer Beweis, daß, wo man auch nur sagen kann: der Mann ist bey seiner ganzen Parthey beliebt, — seine Rechtschaffenheit und Vorzüge außerordentlich seyn müssen. Steht er auf einer hohen Stufe, so ist es oft schon hinreichend, die Liebe der Menschen zu gewinnen, wenn er gerecht und herablassend (human) ist; unter seines Gleichen wird aber noch mehr erfordert. Redlichkeit und Gefälligkeit, keine Prätension, und Bescheidenheit bey großen Vorzügen des Verstandes und Körpers, sind hier die Hauptmittel, beliebt zu werden.

Den

Den guten Ruf gewinnt er am vollkommensten durch eben diese Tugenden; doch ist auch Rechtschaffenheit und Dienstfertigkeit allein schon hinreichend, ihm denselben zu verschaffen. Was aber ein Mann mit diesen Vorzügen des guten Rufs und der Liebe seiner Mitmenschen, die beyde ohne Glanz sind, in der Welt auszurichten vermag, und wie er sein dauerhaftes Glück schon hierin allein suchen kann, ist einem Jeden bekannt. Achtung und Bewerbung um seine Freundschaft, Zuflucht zu ihm, um sich Raths zu erholen, Anhänglichkeit und Beystand zu jeder Zeit, sind die Folgen davon. Gelingt es einem Befehlshaber in großen, entscheidenden Angelegenheiten der Welt, statt der Furcht sich Liebe erworben zu haben, so kann er versichert seyn, daß alle seine Untergebenen ihn wie ihren Vater ansehen werden, und daß keine Unternehmung ihm mißlingen wird, wenn sie anders mit Einsicht und Klugheit begonnen ist. Reichthum kann statt dessen nur Bewunderung erregen, in so fern er etwas Außerordentliches ist, und Vertheilung desselben oder Bestechungen können eine Parthey von Einzelnen werben: allein wahre Liebe verschaffen sie nie, und eine sichere Stütze ist Reichthum nie.

Zu 22, 29.

Talente und Vorzüge im Verborgenen schei-
nen eine ruhende Kraft ohne gehörige Action.
Der Mensch hat nicht immer Gelegenheit, seine Talen-
te gehörig bemerklich zu machen, daher werden sie oft
verkannt; oder er ist zu bescheiden, um sich in seinem
wahren Lichte zu zeigen; er lebt lieber im Dunkeln und
kämmerlich. Es ist daher die Pflicht des Menschen-
freundes, dem Verhältnisse und Ehre günstig sind, sol-
che brauchbare Leute aus der Dunkelheit hervor zu zie-
hen, sie den Männern von großem Wirkungskreise zu
ein-

empfehlen, und die bislang noch ruhenden Vorzüge des Verborgenen in ihre rechte Sphäre zu bringen. Das Gute, was sie hier für die Welt stiften können, fällt bald in die Augen, und wird mit Achtung belohnt. Wären sie im Verborgenen geblieben, so würde es entweder gar nicht hervor gegangen, oder doch nur im Kleinen sichtbar geworden seyn. In den Staaten unserer Zeit ist es freylich eine große Unbequemlichkeit, daß der größere Wirkungskreis ein Vorrecht der Familie und Geburt geworden ist. Vorzüge machen zwar auch hier noch einen Unterschied, wer zu den ersten Stellen gelangen soll; allein bey der Staatsverwaltung sollte eigentlich nur die Frage gelten: wer die größten Talente und Geschicklichkeit zu derselben hätte? Beyde sind an keinen Stand und Geburt gebunden, sondern finden sich bey Einzelnen in allen Menschenclassen. Versperret also Gewohnheit und Vorurtheil diesen den Weg, je in die große Sphäre des Wirkens zu kommen, wozu ihre Anlagen sie bestimmt hatten, so kann unmöglich so viel Gutes gestiftet werden, als die Natur will. Und wenn man sieht, daß ein Mann auf einem hohen Posten sich nur ein Mahl um seinen Punct drehen kann, wo sich ein Anderer zehn Mahl gedreht haben würde, so ist es gar nicht mehr zu berechnen, wie viel Gutes und Nützliches dadurch für die Welt verloren geht, und nie an das Tageslicht kommt.

Zu 23, 3.

Die Gemeinschaft und Freuden der Tafel machen den Menschen beherzt, zeigen ihn in seiner wahren Gestalt, und machen ihn treuherzig, seine Meynung gerade heraus zu sagen, die er bey kalter Ueberlegung zurück zu halten für dienlicher hielt. Nirgends ist dieß gefährlicher, als an der Tafel der Großen und Herren der Erde;

de; doppelt gefährlich aber im Orient, wo der Regent (gewöhnlich ein Tyrann) schon einen starken Argwohn auch gegen die treuesten seiner Diener hat. Wird dieser Argwohn durch irgend eine Aeußerung des Untergebenen bestätigt, so ist sie hinreichend, Ursach seines Unglücks zu werden. Ist er aus der Classe der Lebendigen weggeschafft, so hat der Argwohn ein Ende. Dergleichen grausame Ausstritte orientalischer Herrschaft sind ganz gewöhnlich, und aus der Geschichte zum Ueberfluß bekannt. Wem fällt nicht die Grausamkeit Alexanders gegen seine treuesten Generale in der letzten Periode seines Lebens bey? Der Held, welcher bey Nüchternheit Verdienste zu schätzen wußte, verlor bey schwelgerischen Gastmahlen die Besonnenheit, welche nöthig ist, um den Menschen als Menschen zu erhalten, und ihn nicht zu bloß thierischen Handlungen herab sinken zu lassen. Der Sittensprecher hat daher hohe Ursache, die besorglichste Mäßigkeit anzurathen, denn wer das volle Gleichgewicht während der Tafel und am Ende behält, mit dem er hinzu gekommen ist, wird noch immer Mittel finden, sich zu helfen, wenn Andre sich schon nicht mehr zu rathen wissen. Und wenn auch Ueberladung und Böllerey gänzlich entfernt ist, so ist es doch schon gefährlich, mit dem orientalischen Fürsten vertraut zu leben.

Zu 23, 13. 14.

Auch strenge Erziehung des Kindes dient zu seinem Glück. Nun steht es freylich in eines Jeden Gewalt, wie strenge er seyn will, und es bleibt seiner Klugheit überlassen, ob er es für nöthig hält, den Stock zu gebrauchen, der hier empfohlen wird. Im Allgemeinen liegt aber bloß der Rath in dieser Sentenz, bey der Erziehung nicht stets gelinde, sondern auch mit strengem Ernst zu verfahren; und abgeschmact ist es,
wenn

wenn auffahrende Leute und Pedanten in der Education dergleichen Stellen aus der Bibel anführen, sie im wörtlichsten Sinn nehmen, um dadurch ihre Wuth zu entschuldigen, in die sie eine unmäßige Leidenschaft stürzt. Jenes Zeitalter ist nicht das unsrige. Wenn die Menschen noch so uncultivirt und halbgebildet sind, daß man ohne Stock und Ruthe nichts über sie erhalten kann, so mag man sie gebrauchen; denn eine Unvollkommenheit ist noch immer besser, als lauter Mangel. Der Interpret, welcher den Geist des Zeitalters der Bibel kennen muß, hebt nur den Sinn und Hauptgedanken der Wahrheit heraus, der allgemein bleibt, und auch noch auf unsre Zeiten anwendbar ist. Wahrheit bleibt mehr oder minder Wahrheit für alle Zeiten, je mehr oder minder sie die Form von ihrer Zeit nime; je mehr sie concreter ist, desto mehr muß geschieden werden, damit die Reinheit derselben für alle Zeiten, oder die abstracte Allgemeinheit, gewonnen werde.

Zu 24, 12.

Der Undienstfertige und träge Practiker in der moralischen Welt, scheuet sich vor dem Beystand, der mit einigem Aufwand seiner Kräfte verbunden ist. Ein inneres Gefühl sagt es ihm zwar, daß er etwas zur Abwendung der Noth hätte thun können: allein er sucht Entschuldigungen, und stellt sich, als hätte er von der Gefahr nichts gewußt. Menschen müssen es oft glauben, und so vermag er es allerdings, sie zu täuschen: aber das Auge des Weltregierers dringt in die innersten Bewegungsgründe seines Herzens und seiner Absichten. Ihm kann es nicht verborgen bleiben, daß die Trägheit und Unbereitwilligkeit, zu helfen, aus einer trüben Quelle floß, und in so fern die Absicht so wohl bey ei-
ner

ner Handlung, als bey Unterlassung derselben, doch eigentlich die Moralität derselben bestimmt, wird auch sie nur ein Gegenstand der Vergeltung seyn.

Zu 24, 17. 18.

Schadenfreude ist der Character einer hässlichen Seele, und einem der ersten Principien der Moralität, der Menschenliebe, zuwider, wie schon ein Mahl bemerkt ist. Dem Unglück ist ein Jeder unterworfen, und wer irgend ein Gefühl hat, einzusehen, was es heißt, unglücklich seyn, der wird auch seinem Feind kein Unglück wünschen, noch sich seines Unglücks freuen, wenn er ihn sinken sieht. Es liegt in dieser Sentenz gewissermaßen die Maxime zur Feindesliebe, welche nicht falsch verstanden werden darf, und recht verstanden von der Moral sehr billig gefordert werden kann. Der Character inniger oder specieller Liebe ruht auf zwey Säulen: Hochachtung und Zuneigung; mit diesen meinen Feind umfassen zu sollen, wird schwer halten, besonders wenn nichts an ihm hochzuachten ist, noch sich etwas an ihm findet, was mich zu ihm hinziehen kann. In dieser Rücksicht ist also die speciellere Liebe nicht anwendbar auf meinen Feind, wenn man nicht Unmöglichkeiten von dem Menschen verlangen will, die wider seine Natur streiten. Allein schonend kann ich gegen ihn seyn, ihm beystehen in Noth, mit einem Worte, die Forderungen der allgemeinen Menschenliebe an ihm ausüben. Diese erlaubt es denn auch nicht, daß ich Schadenfreude bey seinem Unglück bezeige, sondern vielmehr Mitleiden äußere, und mich zur Hülfe bereit mache. Die Schadenfreude, welche auf diese Weise sichtbar wird, kann sogar andre gute Menschen von mir abgeneigt machen, weil sie jetzt eine schlechte, sonst noch nicht entdeckte Seite meines Characters

seyn. So aber gehört es ganz mit zu der Natur des Menschen, immer in der Unvollkommenheit zur Vollkommenheit fortzustreben, und dabey seines Glücks zu harren. Dieses ewige Streben, und die davon abhängende ungeheure Thätigkeit in der Welt, schafft schon das wahre Glück der Menschen, wie sie jetzt sind. Gerade durch diese Anstrengung entwickeln sich die Kräfte zum Erstaunen, so, daß es ein allgemeiner Ausspruch der Erfahrung geworden ist: **der Mensch kann durch Bemühung Alles werden, und Alles erringen!** Wo keine Veranlassung ist, den Menschen aus seiner natürlichen Trägheit aufzuwecken, und ihm dem Rade näher zu bringen, das seine Kraft schwingt, da wird er immer nur halb, was er werden kann. Daher die unendliche Verschiedenheit der Menschheit in verschiedenen Erdtheilen, und in verschiedenen Verfassungen. Die Einen gehen noch nicht aus dem Stande der Wildheit und Dummheit hervor, während daß die Andern sich fast zu Wesen höherer Natur empor geschwungen haben; denn muß der ganz Gebildete und Polizirte dem Wilden nicht wie ein Gott erscheinen? Der Mensch würde vermodern wie eine verlegene Ware, wenn nicht die Unbekannschaft mit seinem Schicksale das stete Ringen für sein Glück nothwendig machte. Ist es aber nicht traurig, in dieser ewigen Bewegung nicht eine Spanne weit gewiß voraus sehen zu können, was seyn wird, sondern immer der kommenden Zeit den Aufschluß des Schicksals überlassen zu müssen? Im geringsten nicht. Auch unabhängig von aller positiven Versicherung einer nähern Offenbarung, kann wenigstens eine Klasse von Menschen (und gerade die, welche wohl bey dem Bestreben, Alles zu überschauen, Alles zu ergründen, also bey dem tiefsten Nachdenken in die Versuchung des Mißvergnügens fallen könnte) ganz geruhig seyn, ohne daß die Grundlagen zu ihrem Handeln im

im geringsten erschüttert würden. Dahin geräth nämlich selbst der Halbdenker sehr bald, und der größte Denker bleibt dabey stehen: daß, so weit sich der unermeßliche Plan des Schöpfers überschauen läßt, der Mensch zum Glück bestimmt ist, und daß sich die Anlagen zum Glück stufenweis bis zu andern Welten entwickeln sollen. Die Analogie der schon bemerkten Entwicklung ist der redendste, unumstößlichste Beweis für die Vollkommerung durch mehrere Perioden, wenn sonst auch gar kein Beweis dafür wäre. Was kann ihn also bey dem Begriff des gütigsten Urwesens, wovon der Beweis schon in der Schöpfung liegt, beunruhigen? Was kann ihn bey dem Gedanken der weisesten Vorsehung, wovon der Beweis in der Welterhaltung liegt, der Gang seines Schicksals quälen? Was kann ihn bey einiger Consequenz nur wünschen lassen, das Gewebe desselben vorher wissen zu wollen, da ihm die Erfahrung sagt, daß alle die frohen Augenblicke und seligen Stunden über das Unerwartete, was ihm stets begegnet, aufhören würden, mithin ein großer Theil seines vergnügten Daseyns abwesend seyn müßte? Nur gar zu sehr in Gefahr, über dem beständigen Hinblick in die Zukunft das Gegenwärtige zu verabsäumen, würde er nun ganz vergessen, wie er sich in dem gegenwärtigen Augenblicke weise und tugendhaft betragen sollte: mit einem Worte — der Mensch, als Mensch, ist in seiner Beschränktheit für diese Periode nur auf diese Weise glücklich, die ihm gegeben ist.

Zu 25, 6. 7.

Leute, die sich zu den Großen hinauf drängen, sind in Gefahr, plötzlich gedemüthigt zu werden, so, daß ihr Stolz nie wieder den Schwung bekommt, den er vorher hatte. Auf der andern Seite artet die Beschei-

denheit aber leicht in zu große Schüchternheit und Niederrächtigkeit aus. Dieß muß ebenfalls vermieden werden. Der Mann von Verdienst und gutem Character, welcher zu der Gesellschaft der Großen gezogen wird, muß seinen Werth nicht verkennen, und nie kriechen. Ist er von Natur schüchtern, so meide er lieber die Gesellschaft des Hofes, wo er nur eine lächerliche Rolle spielt, und verbitte sich die vermeynte Ehre.

Zu 25, 8.

Eine Warnung, nicht schnell zum Zank und Streit, und dann vor Gericht zu eilen. Der Proceß hat üble Folgen: wie wenn du verlierst, oder öffentlich beschimpft wirst? Sey also vorsichtig und ertrage Manches! Bey einigen Leuten ist die Streitsucht eine Seuche. Sie können es nicht lassen, bey der geringsten Veranlassung einen Proceß anzufangen, wenn es ihnen gleich einleuchten muß, daß sie auf diese Weise sehr bald ihr Vermögen verlieren können. Eine bösarige Leidenschaft liegt zum Grunde, Menschenhaß und die größte Selbstgefälligkeit, oder Eigennuß. Die Moral muß ihnen also die Wahrheit vorhalten, daß sie dazu bestimmt sind, mit ihrem Nächsten einträchtig zu leben, und daß man zu diesem Zweck Manches ertragen muß, besonders, wenn es eine noch nicht ausgemachte gewisse Beleidigung ist, die man empfangen zu haben glaubt. Wohlwollen gegen die Menschen, eins der ersten Principien der Moral, muß hier wieder leitendes Princip seyn; denn es schafft das Glück der Individuen; nicht sowohl Verdrießlichkeit mit Menschen und Menschenhaß.

Zu 25, 9. 10.

Wieder eine Maxime zum edelmüthigen Proceß. Es ist gar gewöhnlich, daß eine Parthey bey dem Streit vor Gericht eine hämische Seite ihres Characters zeigt, und gern die Geschichte des Gegners mit allen Zusätzen der üblen Nachrede her erzählt, auch wohl die bis jetzt heimlich gehaltenen Geheimnisse, die der Andre ihm anvertraut hat, zu verrathen wünscht. Groll und Haß kann nur solche Lieblosigkeit einflößen, daher sie selbst der Richter verabscheuet, so bald sie nur irgend von der gegenwärtigen Sache getrennt werden kann. Selbst dadurch aber, daß der Gegner solche Geschichten beginnt, gibt er seiner Sache einen schwarzen Anstrich, weil der unbefangene Richter nicht einsehen, wozu dieß nöthig war, wenn anders seine Sache nicht eines Scheins bedurfte? Der Mann von Edelmuth im Proceß, läßt alles ruhen, was ruhen kann, und ihm kommt es nur darauf an, zu wissen: ob er in diesem Falle Recht habe, oder nicht? Dieß schafft ihm Ruhm und Ehre, denn vor Proceß ist keiner sicher; es kommt aber darauf an, wie er geführt wird. Jener, welcher durch Seitenzüge die Einleitung machte, schadet sich selbst, und die bessern Menschen verabscheuen ihn deswegen. Dieß macht der Sittenspruch bemerklich. Wenn Andre es hören, so werden sie ihn beschimpfen, und er wird sich dadurch einen Makel anhängen, der nie wieder abgewaschen werden kann.

Zu 25, 14.

Nichts ist unangenehmer, und nichts macht den Menschen mißvergnügter, als nicht erfüllte Versprechungen. Es gibt einige Leute, die sehr bereit sind zu vielen und großen Versprechungen, welche

sie aber niemahls zu erfüllen gedenken. Oft aber erwartet man auch bloß Wohlthaten, wo nur das Vermögen und die Miene, also nicht viel mehr als die Möglichkeit dazu, vorhanden ist: allein sie bleiben ebenfalls aus. In beyden Fällen bricht die leere Erwartung in Unwillen aus, und wünscht, daß nie eine solche Nebelwolke in der Atmosphäre gewesen wäre, die täuschen konnte.

Zu 25, 21.

Das Meisterstück in der Moral ist, gegen seinen Feind wohlthätig seyn, oder die eigentliche Feindesliebe. Zu verwundern ist es, daß der Orientale, voll Rachsucht und Lust zur Vergeltung, sich bey ruhigem Nachdenken zu dieser Maxime hat erheben können. Aber um so mehr ist es auch ein Zug von wahrer Herzensgüte, wenn sie oft angewandt wurde, und das sicherste Mittel, den Feind zu gewinnen. Fortgesetzte Feindschaft, oder Befehdung von beyden Seiten, machen eine ein Mahl eingetretene Mißthelligkeit unauflöslich. Es agiren dabey zwey entgegen gesetzte Kräfte, die sich so lange an einander reiben, bis die eine aufgegeben ist. Durch eine unerwartete Güte und Wohlthat hingegen muß mein Feind aufs äußerste erschüttert, und wenn auch nicht gleich, doch mit der Zeit beschämt werden. Er entschließt sich vielleicht zu einer ähnlichen Gefälligkeit, um dem Andern keinen Vorzug zu lassen, und so ist schon ein großer Schritt zur Wiedervereinigung geschehen. Aber auch ohne diesen erreichten Zweck wird die zuvorkommende Güte gegen den Feind von Gott mit Wohlgefallen betrachtet, und bleibe in so fern nicht unbelohnt. Auch dieß durfte der Sittensprecher nicht vergessen.

Zu 26, 2.

Eine Verwünschung, die keiner verdient hat, trifft nicht. Diese Sentenz bezieht sich auf den Glauben, daß Verwünschungen in Erfüllung gehen, wenn sie gleichsam die letzte Appellation an Gott sind, in einer Angelegenheit, wo von der Obrigkeit keine Strafe erhalten werden kann. Eine Menge Verwünschungen geschehen aber aus Bosheit und Neid; mit einem Worte, aus einem verkehrten Herzen, und sollen den guten Menschen treffen; allein sie treffen nicht. Die höhere Moral unserer Zeit verabscheuet jede Verwünschung, in so fern sich der Mensch dadurch zu seinen eignen Richter aufwerfen will, welches ihm nicht zukommt, und wobey ihn eine zu große Selbstliebe gewöhnlich partheyisch macht. Er muß seine vermeynte gute und unter Menschen verkannte Sache dem höhern Richter bloß anheim stellen, und dabey ruhig seyn.

Zu 26, 4. 5.

Zuweilen muß man den Narren reden lassen, und es nicht der Mühe werth halten, in seine Reden und Behauptungen hinein zu gehen; man kommt sonst in den Verdacht, eben so thöricht als er zu seyn. Zuweilen muß man es sich aber zur Pflicht machen, dem Narren, wenn er übermüthig werden will, zu widersprechen; er möchte sonst glauben, das Stillschweigen sey ein Geständniß, daß er recht habe, und so könnte er anfangen zu triumphiren. Die Lage der Sachen, und die schickliche Zeit muß also dem Klugen an die Hand geben, wenn er eine von diesen Gnomen anwenden soll. Auf Polemik, gelehrten Zank u. s. w. wo man die Kritik der kalten uneingenommenen Vernunft, und die

Stimme der objectiven Wahrheit zur Geißel der Leidenschaft und des subjectiven Interesse dreht, können diese Sentenzen ebenfalls vortreflich angewandt werden. Die flügste Regel ist: antworte dem Thoren nicht nach seiner Thorheit: allein zuweilen würde man doch die Pflicht gegen sich selbst vergessen, wenn man sich nicht das gehörige Licht wieder zu geben suchen wollte, das durch eine leidenschaftliche Absicht vor der Welt verdunkelt war.

Zu 27, 1.

Eine Warnung, nicht über den Ausichten in die Zukunft das Gegenwärtige zu vernachlässigen; auf der andern Seite aber auch bey dem gegenwärtigen Glück nicht übermüthig zu werden, in der Meynung, daß es immer dasselbe bleiben wird. Beydes ist gleich gefährlich für den Menschen. Bey einer lebhaften Phantasie ist er unermüdet, Plane für die Zukunft zu machen, sich eine Welt zu phantasiren, und in dieser Bilderwelt fortzuleben, ohne zu bedenken, daß Genuß und Aufmerksamkeit auf den gegenwärtigen Augenblick einer ungewissen Zukunft weit vorzuziehen sind. So wohl für seine Ruhe, als auch für sein Rechtsverhalten, ist es billig, sich mit dem zu beschäftigen, was er jetzt ist, und seyn kann. Die Zukunft hat auch ihre Zeit, und wird ihm ebenfalls Muße geben, zu werden, was er seyn kann, und wirklich zu seyn, was er seyn will. Eben so wenig ist es ein Zeichen von Vernunft, wenn er in jedem Augenblicke unbesinnlich ist, und ganz so handelt, als wenn kein anderer Tag folgen würde. Dieser Leichtsinn wird mit jedem kommenden Tage bestraft, und tausend Fehlgriffe oder Vernachlässigungen müssen ihn zur Ueberlegung bringen, wie nicht minder zur Ueberzeugung: daß völlige Aufmerksamkeit auf das Gegenwärtige, und ein vorsichtiger Hinblick in die Zukunft die beste Maxime fürs Leben ist.

Zu

Zu 27, 2.

Wer stets von sich redet, und zwar gewöhnlich auf eine Art, die seine Verdienste preißt, hat immer den Verdacht der Ruhmsucht wider sich, die auch dort Ruhm erndtet, wo eigentlich keiner ist. Bey solchem kleinlichen Geiste kann die Uebertreibung nicht fehlen; man fängt daher sehr früh an, Mißtrauen in seine eignen Versicherungen zu setzen, und vermeidet seine Gefälligkeiten, wozu er immer bereit seyn wird, da man ein Mahl weiß, wie hoch er sie anrechnet, und wie er die kleinste Verdienstlichkeit mit den lebhaftesten Farben der Welt bekannt zu machen sucht. Ein Mann von schlichtem Character und wahren Begriffen von Ruhm kann nur selten in den Fall kommen, seines eignen Werthes mit Lob erwähnen zu müssen. Doch können es Fälle geben, wo er ganz von Andern verkannt, oder sein gerades Betragen schief beurtheilt wird; und da ist es Pflicht, sich nicht verdunkeln zu lassen, sondern ein Mahl von der Bescheidenheit abzuweichen, um der Welt zu zeigen, wer er eigentlich ist. Die Regel bleibt aber, es immer Andern zu überlassen, mit welchen Worten sie von uns reden wollen. Nur muß unser Bemühen immer dahin gehen, uns so zu verhalten, daß, wenn die Welt der Wahrheit getreu bleiben und billig seyn will, sie nicht anders als gut von uns reden könne.

Zu 27, 6.

Wenn auch der Tadel eines Freundes hart scheint und wirklich hart ist, so bleibt doch die Absicht und der Zweck gut. Er will, daß der Andre dadurch gebessert werde. Die Küsse des Feindes hingegen scheinen lieblicher; allein sie wollen nicht das Glück dessen, der geküßt wird, sondern vielmehr sein Unglück. Man muß

sie ansehen, wie einen Wohlgeruch, der nur augenblicklich behagt. — Diese Maxime ist sehr zu beherzigen. Der Mensch hat gewöhnlich zu viel Eigenliebe, als daß er auch den billigsten, vernünftigsten Tadel seines Freundes, der es gut mit ihm meynt, gern annehmen sollte. Der Schmeichler, oft sein wahrer Feind, ist ihm lieber, weil er ihm nur liebliche Sachen sagt, und seiner Leidenschaft fröhnt. Der Freund wird in diesem Augenblicke verkannt, und eine Gleichgültigkeit gegen ihn zeigt entweder, daß man nicht geneigt sey, sich zu bessern, oder kein Vergnügen an einer Freundschaft finde, welche nicht alle Handlungen gut heißen will. Der Irrthum wird freylich ein Mahl mit der Zeit erkannt werden, und dem warnenden Freunde Gerechtigkeit wiederfahren; allein wenn er nicht äußerst gutmüthig und nachsichtig ist, so wird er in der Folge nicht weiter Beruf finden, die gewünschte und angefangene Besserung fortzusetzen, weil er nicht sicher seyn kann, ob der Andre ihn nicht abermahl mißverstehen wird? Diese Erfahrungen lassen daher den Sittensprecher wünschen, daß man mehr dem Tadel eines Freundes traue, als der täuschenden Schmeichelen des eigentlichen Feindes.

Zu 28, 13.

Die Verheimlichung der Vergehungen läßt immer muthmaßen, daß man noch Wohlgefallen daran findet und sie fortzusetzen wünscht, so lange sie nur verdeckt bleiben. Wer sie aber gesteht, thut den ersten Schritt zur Reue, und wenn er sich wendet, so kann er sich des Wohlgefallens Gottes erfreuen. Diese Maxime herrscht auch im N. T. und ist in der Befehrungstheorie zum Grunde gelegt. Sehr natürlich ist es, und in der Psychologie des Menschen gegründet, daß nach der Einsicht eines unmoralischen Betragens, das Herz des gutgearteten

arteren Menschen in ein lautes Geständniß ausbricht, welches das vergangene Betragen tadelt, und nicht als gut vertheidigt; daß der Mensch ferner durch ein entgegen gesetztes Betragen die Lauterkeit seines Geständnisses und Tadels zeigt, oder besser zu leben anfängt. Nur ist hier nicht wohl eine Classification oder ein Model möglich, wonach dieß alles ordentlich und nicht anders erfolgen muß. Einen solchen Maßstab der Psychologie in den Schoos der Kirche nieder zu legen, wonach alle Christenseelen beurtheilt werden sollen, heißt die unendliche Verschiedenheit der Menschen mit allen ihren Aeußerungen in einen Punct vereinigen, und jede Abweichung vom Centro als eine Abweichung von der echten Natur der Menschheit ansehen wollen. Die Centralkräfte treiben den Punct in unendlich große und kleine Radien, und ein jeder davon gehört noch mit zur Natur des Menschen. Gute Handlungen können der eigentlichen Besserung des Menschen voran gehen, und erst Ursach zur Besserung werden, oder Erkenntniß, Reue und gute Handlungen können auf einem Punct vereinigt seyn, und zugleich anheben.

Zu 29, 12.

Die Erfahrung gibt noch täglich Beyspiele zu dieser Sentenz an solchen Höfen, wo der Regent schwach genug ist, allem, was ihm hinterbracht wird, zu glauben. Die Cabale hat hier freyen Spielraum, und der treue Diener, der sich nicht mit durch ihr Labyrinth winden mag, wird verkannt, und ihm geschieht Unrecht. Er entfernt sich vom Hofe, und die übrig bleiben, suchen sich durch entgegen gesetzte Ränke, so gut wie möglich, zu decken. Der Regent ist nun mit lauter Schur-

fen

fen umgeben, die alle eine Maske tragen, ein Jeder so gut er kann.

Zu 29, 18.

Wo keine Offenbarung, kein Orakel, keine höhere Religion ist, welche das Volk, durch menschliche Gesetze nur schwer zu bändigen, im Zügel und in den Schranken des Rechtsverhaltens hält, da schweift es aus und rennt seinem Unglück zu. Wer ihm ein göttliches Gesetz vorhält, und auf die Beobachtung desselben dringt, mache es glücklich. Auffallend ist es, daß schon die Weisen damaliger Zeit die Wahrheit in ihrer vollen Kraft einsehen, und sie der Nachwelt zur Warnung übergaben. Sie bleibt eine Maxime für jede Zeit, und muß bey dem jetzigen Bestreben, Naturalismus allgemeiner zu machen, und ihn an die Stelle positiver Religion setzen zu wollen, alle Pläne mit einem Strich durchziehen. Der gewöhnliche Mensch kann sich nicht mit bloßem Naturalismus begnügen und sich von ihm leiten lassen; eine positive Religion, auf Naturalismus gegründet, ist ihm nothwendig, und wenn sie sich daneben auf Offenbarung stützt, das Wohlthätigste, was ihm nur zu seiner Beruhigung und zur Norm seines Rechtsverhaltens gegeben werden kann. Wenn sich nun dieß alles in unserer Religion findet, so ist es gar keine Frage mehr: ob man sich noch nach einer andern umsehen soll? Die christliche Religion ist die geläutertste Volksreligion, und in so fern sie Weltreligion seyn soll und seyn kann, die beste, welche je existiren wird.

Zu 29, 24.

Diese Gnome schließt eine Warnung in sich, keinen falschen Eid zu schwören, und ist auf die älteste Meinung

nung gegründet, daß auf einen Meineid eine unmittelbare Strafe folge. Dieser Bewegungsgrund mußte in der alten Welt am stärksten wirken, doch vielleicht für den aufgeklärtern Theil derselben nicht stärker, als die Gründe, welche für jede Zeit und jeden Menschen bleiben. Die Moralität des Menschen kann nicht höher gespannt werden, als wenn durch eine feyerliche Handlung das Andenken an Gott, dem Urheber unseres Glücks, und das Princip der Tugend, so lebhaft als möglich, erweckt wird. Hier findet keine Unbesinnlichkeit, keine Uebereilung Statt, sondern der Mensch wird in den höchsten Stand der Ruhe und Besonnenheit gesetzt; ihm der höchste Verpflichtungsgrund vorgehalten, die Wichtigkeit der Sache und die davon abhängenden wichtigen Folgen gezeigt, um ihn zum Geständniß der Wahrheit, die er schon als ehrlicher Mensch allenthalben bekennen muß, zu bringen. Ist er also im Stande, sich an die höchsten Bewegungsgründe des Rechtsverhaltens vor den Augen einer ehrwürdigen Obrigkeit oder ehrwürdiger Mitbürger feyerlichst zu erinnern, die Verpflichtung zur Wahrheit feyerlichst anzuerkennen, und doch eine Unwahrheit zu sagen und unrecht zu handeln, so hat er gar keine Moralität mehr, und eine unrechtmäßige Handlung in gewöhnlichen Angelegenheiten muß ihn gar keine Bedenklichkeit kosten. Der Meineidige zerreißt überdem die Bande, wodurch die Societät zusammen gehalten wird. Ein mehr oder minder ungerechter Ausspruch von Seiten der Obrigkeit kann gar nicht fehlen, das Vertrauen der Bürger zu der Obrigkeit wird umgekehrt und geschwächt, die höchsten Mittel der gerechten Entscheidung werden unkräftig gemacht oder gar aufgehoben, und der Meineidige erscheint als der abscheulichste Mensch, den die Gesellschaft aus ihrer Mitte entfernen muß, wenn sie ihr Wohl erhalten will.

Alle Verbrechen, die selten sind, werden von nicht ganz verdorbenen Menschen gescheuet; die Gewohnheit aber, sie oft zu sehen, und starke Versuchungen dazu, mindern das Schrecken und den Abscheu davor. Diese Erfahrung leitet auf zwey Regeln zur Vorsicht bey Eiden überhaupt, als der Veranlassung zu Meineiden. Die erste, den Eid als das schnellste Mittel, die Wahrheit heraus zu bringen, nicht gewöhnlich werden zu lassen, sondern eher alle andre Versuche zur Entscheidung einer Sache zu machen, als zu diesem äußersten Mittel, dem höchsten Probierstein der Moralität, zu greifen. Welche Verantwortung hat nicht eine Obrigkeit, die den Eid allenthalben bey der Hand hat? und dessen ungeachtet sind mir Gerichtshöfe bekannt, wo an jedem Gerichtstage gegen zwanzig Eide geschworen werden, um die Geschäfte schnell zu beendigen. Wie kann hier der Meineid fehlen? Jeder Eid wird mit einem Thaler bezahlt; dieß ist ein zweyter Fehler der Constitution, und zur Verminderung der Eide ist durchaus nothwendig, daß nichts dafür bezahlt werde. Die andre Regel ist: den Eid nicht zum Mittel einer Versprechung zu gebrauchen, wozu kein hinreichender rechtmäßiger Grund ist, oder das gar erzwungen wird. Hier ist Furcht der Grund zur Versprechung und nicht der freye Wille des Versprechers; was kann ihn also abhalten, wenn er von dem Zwang frey ist, sich auch von dem erzwungenen Versprechen los zu sagen? Die Fürsten oder ihre Repräsentanten sind also Schuld an dieser Zerrüttung der Moralität, und die Folgen davon kehren mehr oder minder auf sie zurück.

Zu 29, 25.

Wer aus zu großer Menschenfurcht seine Handlungen beschränkt, oder darnach bestimmt, entgeht doch
der

der vielfachen Gefahr nicht, die er ängstlich vermeiden wollte; sondern er wird oft in Verlegenheit seyn, zweifeltig handeln wollen, und dadurch in die größte Gefahr sinken. Wer sich aber weniger darum bekümmert, wie Menschen, gewöhnlich vom Vorurtheil geleitet, dieses oder jenes Betragen aufnehmen werden, sondern die Regeln des Rechtsverhaltens zum Maßstab seiner Handlungen macht, und dabey sicher auf Gott trauet, daß er sein gerades und rechtmäßig anerkanntes Betragen billigen und unterstützen werde, an den wird keine Gefahr reichen, sondern er geht sicher fort.

Die Scheu vor Menschen ist von je her ein Hinderniß gewesen, daß nicht so viel Gutes in der Welt geschah, als geschehen konnte. In monarchischen Staaten waltet es immer noch mehr, als in republikanischen; aber im Allgemeinen allenthalben, wo Schwache sind. Der schwache Mensch, den tausend Rücksichten bey einer Handlung bestimmen, kann schon vor lauter Ängstlichkeit nicht mehr schnell und groß handeln. Von allen Seiten zieht ihn etwas, und die Handlung wird in dem Augenblicke eben so zerrissen, als seine Ueberlegung zerrissen ist. Ein Gefühl von Recht liegt zum Grunde, und das Benehmen soll auch rechtmäßig seyn: allein die vielfachen Rücksichten verwischen die Rechtmäßigkeit so, daß man sie nur noch nach einer langwierigen Demonstration und Zergliederung heraus finden kann. Steht ein solcher Sklav des Vorurtheils und der Convenienz auf einer hohen Stufe, und hat er einen großen Wirkungskreis, so welken alle große hervorstechende Handlungen in seiner Hand, und der Schade, welcher aus Unentschlossenheit entsteht, ist unerseßlich.

Schluß.

S c h l u ß.

So viel wird hinreichend, und vielleicht schon überflüssig hinreichend zu einem Versuch oder einer Probe seyn, wie die einzelnen Gnomen einer weitem Entwicklung fähig sind, und wie man die kurzen Erfahrungssätze oder Klugheitsmaximen, noch auf unser Leben sehr fruchtbar anwenden, und ihnen durch Râsonnement eine größere Allgemeinheit geben kann. Es mag uns denn auch noch endlich erlaubt seyn, das Ganze mit einigen Aphorismen der practischen Vernunft zu beschließen, welche vielleicht zur richtigen Beurtheilung solcher Maximen, in Hinsicht ihrer Empfehlung, Anwendung und Veredlung u. s. w. dienen können.

Tugend ist auch nach dem erhabensten System der reinsten Sittlichkeit, das sich nicht bloß auf den Wunsch nach Wohlsseyn, sondern auf herrschende moralische Güte, die durch ein Vernunftgesetz bestimmt wird, gegründet, die einzige Bedingung unsrer wahren, für die Totalität unsrer Dauer bestehenden Glückseligkeit. Das höchste Sittengesetz, welches die absolute moralische Vollkommenheit des Menschen zum Zweck hat, und ihm einen sittlichen innern Werth, als Würdigkeit zur Glückseligkeit, zu geben sucht, verbietet uns zwar die Beförderung unsers Wohlsseyns im geringsten nicht, sondern macht sie uns vielmehr zur Pflicht; nur will es nicht bloße materielle Zwecke, nicht bedingte und subjective Annehmlichkeit, als den letzten Grund der Sittlichkeit, geachtet wissen, weil dieser kein anderer als Selbstliebe seyn kann, welche der reinen Vernunft als ein eigennütziges, mithin unvollkommenes moralisches Princip erscheint; sondern vielmehr den unbedingten Werth der Person, den allgemeinen moralischen Wunsch, das höchste Gut zu befördern, welcher sofort von eigennützigem Maßregeln weicht, und nur die Achtung gegen

gegen das Vernunftgesetz gebietet, welches jenes höchste Gut als ein solches kennen lehrt.

Sittlichkeit aber, als Würdigkeit glücklich zu seyn, in Verbindung mit der Glückseligkeit selbst, ist das höchste Gut, oder der unbedingte Gegenstand und höchste Zweck der practischen Vernunft. Die Natur vernünftiger Wesen strebt unablässig diesen Zweck zu realisiren, allein sie erreicht ihn nie völlig, wenn die vernünftigen Wesen endliche Wesen sind. Dessen ungeachtet machen wir als vernünftige endliche Wesen auf Glückseligkeit einen so viel größern Anspruch, je mehr wir uns bewußt sind, daß wir uns der vollkommensten Willensheiligkeit in dem Fortgange unserer sittlichen Veredelung nähern, und wir sind gezwungen, die Billigung unserer oder fremder Glückseligkeit nur von dem Grade der subjectiven moralischen Güte zu nehmen.

Das in uns wohnende Sittengesetz ist ein Vernunftgesetz, oder der freye Wille muß von der Vernunft bestimmt werden, um den absoluten Zweck unserer sittlichen Vervollkommnung zu erreichen. Die Wahrheit dieser Behauptung nehmen wir aus dem Begriff von Gott, den wir uns nicht höher, als die allerheiligste Vernunft denken können. Können wir uns aber keinen erhabnern Begriff von Gott bilden, so müssen wir uns schon selbst als sittliche Vernunftwesen anerkannt haben, bevor wir nur jenen Begriff faßten, so müssen wir auch die reine Achtung gegen das Gesetz unserer eignen Vernunft als Quelle der Sittlichkeit anerkennen, in so fern wir keiner unbegränzten Hochachtung gegen das Ideal aller moralischen Vollkommenheit fähig seyn würden, wenn es uns nicht die Vernunft geböte, und wir nicht gegen das Gesetz unsrer eignen Vernunft Achtung empfänden.

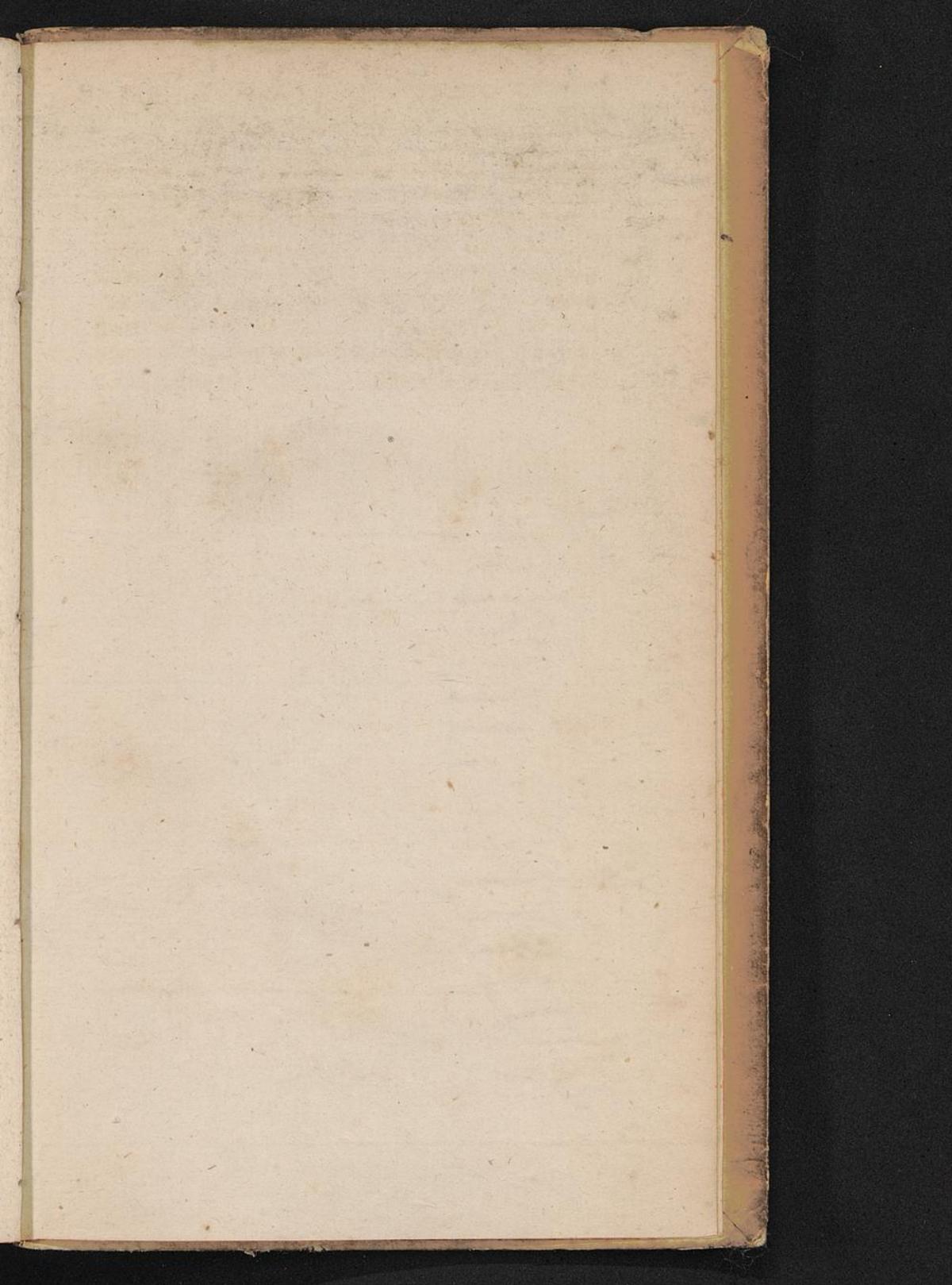
Hat nun also die Vernunft eine absolute Hoheit und Würde, so ist jede Handlung aus uneigennütigen, echt moralischen Gesinnungen, welche von der Vernunft als solche anerkannt werden, und zugleich den Gehorsam gegen das Gebot der Vernunft in sich schließen — dem Grundgesetz der Sittlichkeit gemäß, so ist jede Handlung, die so beschaffen ist, daß, wenn sie von Jedem ausgeübt würde, das allgemeine Wohl der Welt, oder die höchste sinnliche, geistige, und sittliche Vervollkommnung vernünftiger Wesen eine Folge davon seyn würde — eine dem Grundgesetz der Sittlichkeit gemäße Handlung; und das Grundgesetz der Sittlichkeit selbst heißt: handle stets nach solchen Maximen, die zugleich als Principien einer allgemeinen Gesetzgebung für alle vernünftige Wesen gelten können. Diesemnach ist nun aber nicht so wohl das Weltbeste der eigentliche Bestimmungsgrund des Willens, sondern vielmehr die formale Schicklichkeit der Maxime zur allgemeinen Gesetzgebung, welche die Vernunft als solche anerkennt, und das Wohl der Welt ist eine Folge davon. Freylich muß mich bey jeder Handlung die Umsicht leiten, welche Folgen würde ein solches allgemeines Benehmen erzeugen, und wie würde das Wohl der Welt dabey bestehen? Allein es ist dessen ungeachtet klar, daß doch das Beste des Ganzen nur eine vermittelnde Vorstellung bleibt, wonach ich es beurtheile, wie ich meine Handlungen einzurichten habe, um die Angemessenheit für das Sittengesetz heraus zu bringen. So weiß ich es nun z. B. unumstößlich gewiß, daß mir das Leben zu nehmen, eine Handlung ist, welche durchaus nicht mit dem Sittengesetz in Harmonie zu bringen steht, weil unmöglich eine Welt bestehen könnte, worin ein Jeder ein Leben willkührlich endigen dürfte u. s. w.

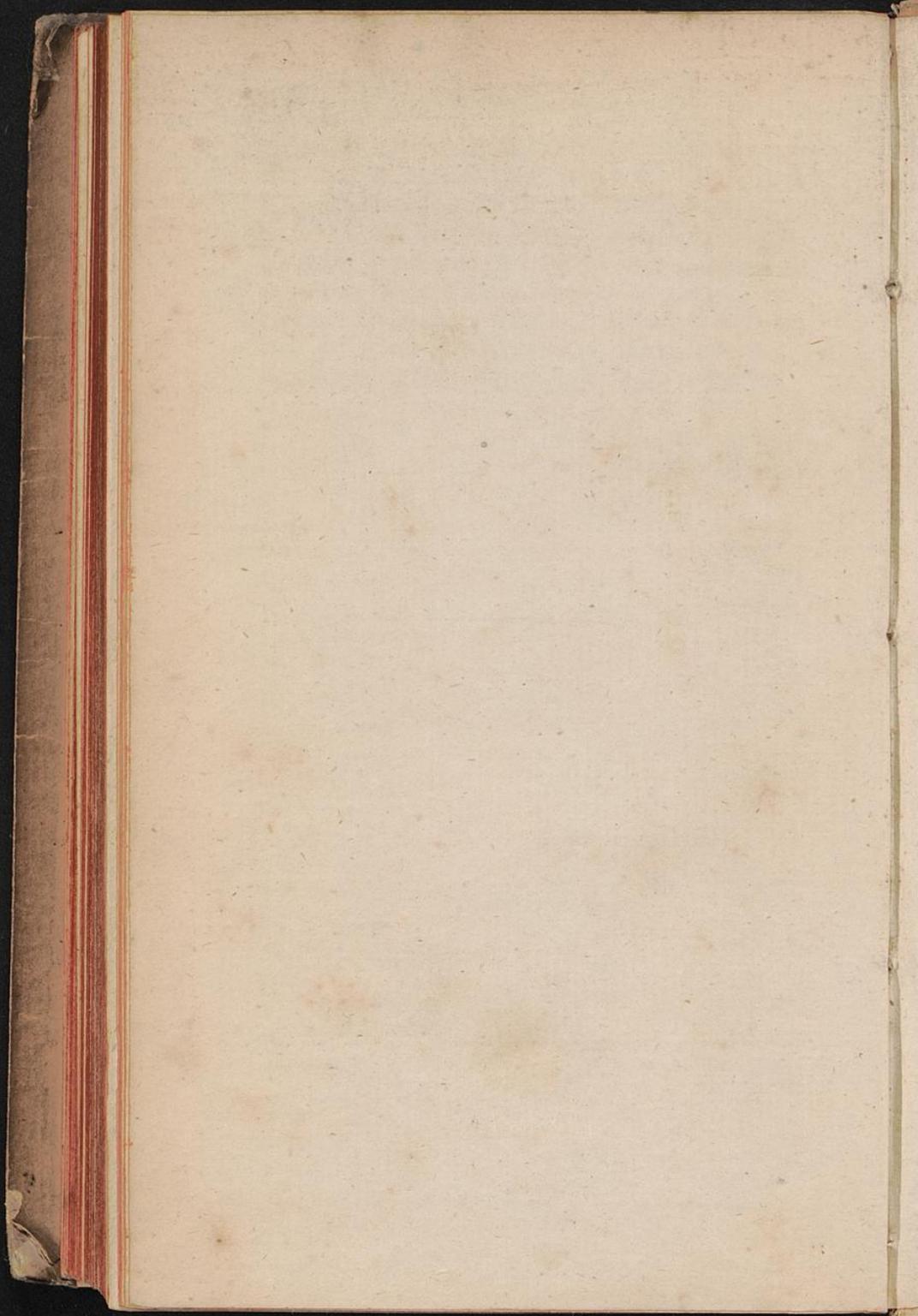
Bey allen meinen Handlungen aber, welche sittlich gut sind, oder eine absolute moralische Bervollkommnung zum Zweck haben, wovon die Idee von Glückseligkeit unzertrennlich ist, darf ich es nie vergessen, daß dennoch das Ganze meines Zustandes in diesem Leben minder angenehm seyn kann, als es der Grad moralischer Veredlung erwarten läßt; daß mich dennoch leiden und alle widrige Schicksale treffen; daß sich dennoch ein Gefühl des Elendes meiner bemächtigen könne. Ich bin also nothgedrungen, auf die Totalität meiner Existenz Rücksicht zu nehmen, und die Vernunft zwingt mich zu dem Schluß, daß die allerheiligste Vernunft das nothwendige Verhältniß der Glückseligkeit zur moralischen Veredlung für die ganze endlose Dauer meines bessern Theils, der für die Ewigkeit lebt, berechnet habe. Denn da die allgemeine Erfahrung lehrt, daß das Wohlverhalten der Sterblichen in diesem Leben oft dem Wohlverhalten so wenig gemäß ist, daß Tugendhafte gewöhnlich mit Unglück kämpfen, und Nichtswürdige ihres Glücks froh sind, so muß mir die Aussicht für das vollkommenste Verhältniß zwischen sittlicher Veredlung und Glückseligkeit nach der ganzen Summe meiner Dauer bleiben, wenn ich nicht den Begriff der allerheiligsten Vernunft verlieren, d. h. meine eigne Vernunft, worüber ich nichts erhabneres an mir kenne, mit Füßen treten soll.

Es ist also die Glückseligkeit zwar nicht immer in diesem Leben eine ganz nothwendige und unausbleibliche Folge der Tugend, aber doch in der Summe meines Daseyns; mithin bleibt die Tugend die einzige Bedingung meines wahren dauernden und wachsenden Wohlfeyns, und die Sittenlehre endlich ist vermittelst der Postulate von Gott, Vorsehung und Unsterblichkeit,

die

die einzige echte Glückseligkeitslehre. Wie nun also auch das Verhältniß des Wohlseyns zu meinem Wohlverhalten in dieser Spanne Zeit seyn mag, so darf doch der schwache Schein, oder die scheinbare gänzliche Abwesenheit des erstern mich nie bestimmen, dem Rechtsverhalten ungetreu zu werden, sondern der Gedanke an Gott und Unsterblichkeit muß mich auf seinen Schwingen empor heben, wenn mich die Macht des Unglücks zur Erde nieder ziehen will.







Inches 1 2 3 4 5 6 7 8

Centimetres 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16 17 18 19

TIFFEN Color Control Patches © The Tiffen Company, 2007

Blue	Cyan	Green	Yellow	Red	Magenta	White	3/Color	Black
Light Blue	Light Cyan	Light Green	Light Yellow	Light Red	Light Magenta	White	Light Grey	Dark Grey
Dark Blue	Dark Cyan	Dark Green	Dark Yellow	Dark Red	Dark Magenta	White	Dark Grey	Black